

Liebe und Geld : Volkserzählung aus Unterwalden

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **74 (1933)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1008045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Liebe und Geld.

Volkserzählung aus Unterwalden
von Josef von Matt.

Wie das Wasser rann und wie die Reden flossen.

Die zwei Chauffeure, welche eben den letzten Sack Mehl in den Keller der Bäckerei getragen hatten, schwitzten ob der heißen Augustsonne. Sie waren froh, endlich mit Abladen fertig zu sein und freuten sich heimzufahren. Des Bäckers Kosli brachte ihnen noch einen Schluck Most an den Wagen. Langsam fuhr das schwere Lastauto rückwärts zwischen den beiden Häusern auf die Straße, um dort zu wenden, und fuhr schwerfällig und zu groß für so enge Straßen, direkt auf den Hydrantenstock zu und stieß ihn um. Der Chauffeur merkte, daß er irgendwie angefahren war und versuchte vorwärts zu kommen. Und da er nirgends hängen blieb und niemand rufen hörte, fuhr er in raschem Tempo, bald in eine Staubwolke gehüllt, davon und ließ den mächtigen Springbrunnen, welcher aus der gebrochenen Hydrantenleitung in die Höhe schoß, nichts ahnend hinter sich zurück.

Da lag nun einer der drei Hydranten des Dorfes, die vor kurzem erst erstellt worden waren, am Boden. Der Stolz der Feuerwehr, die Sorge der steuerzahlenden Bürger, die Beruhigung ängstlicher Frauen begann nun ganz unprogrammgemäß die Straße mit Wasser zu überschwemmen.

Die Hydrantenanlage schien wirklich gut angelegt zu sein, denn ein dicker Strahl Wasser erhob sich in die Luft und zeugte vom hohen Druck, welcher für Brandfälle so wichtig ist. Aus allen Häusern kamen Leute gerannt, schrien und gestikulierten eifrig und schauten sich fragend an, was zu tun sei. Niemand wußte Rat. „Man soll sofort die Leitung abstellen“, schrie des Bäckers Kosli, „das Wasser rinnt in unseren Keller!“ Darüber waren sich rasch alle einig, daß das Kosli recht hatte und man das Wasser abstellen sollte. Aber wo? Das Reservoir lag weit oben im Wald, und wo auf dem langen

Weg in die Leitung ein Abstellhahnen eingebaut war, wußte niemand. Denn die Hydrantenanlage war erst vor zwei Monaten erstellt worden.

Mit Schimpfen und Schreien und Herumläufen kann man einem unermüdlischen Springbrunnen nicht Einhalt gebieten. Das Wasser rann ständig in die Keller der drei nächsten Häuser, und die herrliche Dorfstraße war ein plätschernder Bach geworden. Der Feuerwehrkommandant, der eben auch gerannt kam, brachte die rettende Idee, den Erbauer der ganzen Anlage, den Schlosser-Sepp, zu holen. Fünf Personen rannten davon, und der Kommandant ordnete an, weiteren Schaden zu verhindern. Während nach seinen Befehlen Sandsäcke vor die Kellerfenster gelegt werden sollten und nirgends solche zu finden waren, trugen der Bäcker und sein Kosli und der junge Fahrli-Migi hinter dem Hause die Mehlsäcke aus dem Keller. Die ganze eben angekommene Ladung wurde dort eiligst wieder heraufgeschleppt. Man brachte Bretter, Sägemehl, Steine, Säcke, nur keinen Schlosser-Sepp, denn der war weit oben auf der Alp an einer Wasserleitung beschäftigt. Und sein Sohn, der Schlosser Toni, war auch nicht zu Hause. Die Leute, welche die einzigen beiden Sachverständigen um Rat und Hilfe holen wollten, fanden die Schlosserwerkstatt mit offener Türe, doch ohne die Spur eines Arbeiters, nur in der Esse glimmten noch Kohlen. Die Schlosserin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und erklärte, daß ihr Mann seit vier Tagen sechs Stunden weit weg sei und ihr hoffnungsvoller Sohn vor kurzem in der Werkstatt noch heftig gehämmert hätte.

Alle Fragen nach dem Sohn und dem Abstellhahnen der Leitung wurden von der erschrockenen Frau mit heftigem Kopfschütteln beantwortet. Diesen Bericht trugen die rennenden Frauen und Männer wieder an den Ort der Katastrophe zurück. Alsobald

floß der Redestrom über die Schlosser und die schlecht orientierte Feuerwehr rascher als das Wasser selbst. Trotz dem unermüdlichen Schaffen aller, die Flut auf die nächste Wiese zu lenken, gab man laut der Meinung Ausdruck: Daß die Feuerwehr zu wissen habe, wo der Abstellhahnen sei. Daß der Schlosser, wenn er fort gehe, seiner Frau mitzuteilen habe, wo der Hahnen sich befinde. Daß immer jemand in der Schlosserwerkstatt sein sollte. Daß der Schlosser-Toni überhaupt nie an der Arbeit zu finden sei. Daß er alle möglichen anderen Ideen im Kopfe habe und wohl auch diesmal wieder heiter hellen Tages irgendwo in einer Wirtshaus oder bei einem Meitschi sei. Daß überhaupt der Schlosser-Sepp mit seinem Sohne schwer gestraft sei. Aber das Wasser rann trotz diesen Feststellungen bereits bekannter Tatsachen.

Im Keller schwitzten und schnauften der Bäcker und der Fahrli-Migi unter den Mehlfäden die enge Treppe hinauf und Bäckers Rosli trug Makkaroni-Risten und Gewürzstäbchen. Viele Leute halfen, indem sie den Weg versperren und gute Ratschläge erteilten, wie man Säcke tragen solle.

Endlich ließ der Strahl des Wassers an Höhe und Heftigkeit nach. Vielleicht hatte irgendwer inzwischen den Abstellhahnen gefunden oder die beiden andern Hydranten auch noch geöffnet, oder war das Reservoir entleert. Doch kaum war die schreckliche Gefahr des Wassers auf diese Art besiegt, als auch schon die zweite Sensation in allen Köpfen spukte. Die Leute sperren Mund und Nase auf: wie kam der Fahrli-Migi in des Bäckers Keller?

Warum der Fahrli-Migi dem Bäcker-Rosli half.

Es kann vorkommen, daß in einem Dorfe etwas passiert, bevor die Leute davon erzählen, es kann sogar vorkommen, daß ein junger Bursche die heimliche Zuneigung zu einem Mädchen wochenlang vor den Augen und Ohren seiner lieben Mitmenschen verbergen kann.

Das Bäcker-Rosli war ein lustiges und geschaffiges Meitschi, hatte blonde Ruibili um das runde frische Gesicht, rote Backen

und große kohlschwarze Augen, die immer leuchteten und mit den roten Lippen zusammen lachten. Es war schon fünf Jahre aus der Christenlehre entlassen, konnte gut tanzen und sehr gut fuhrwerken, denn es führte jeden Tag das Brot aus Waters Bäckerei zu den Kunden. Jeden Dienstag und Samstag brachte es auch Brot und Spezereien mit Rosli und Rennwägeli in die Bergheimen und die Boralp. Dort im hintersten Heimen, bevor die Straße gegen die Alp wieder in den Wald einbiegt, lag das Fahrli und wohnte der junge Fahrli-Migi als einziger Sohn des alten Fahrli-Migi. Jeden Dienstag und Samstag, schon seit vielen, vielen Wochen, hatte der junge Migi am Weg beim Waldrand etwas zu schaffen und traf so jedesmal ganz zufällig das Rosli. Der Migi war ein kräftiger, vom vielen Schaffen abgehärteter, junger Mann. Er hatte ein mageres, wettergebräuntes Gesicht, schmale Lippen mit einem für sein Alter viel zu langen Schnurrbart und helle scharfe Augen. Seine große, schlanke Gestalt machte einen imponierenden Eindruck, welcher durch die Nachlässigkeit seiner Kleidung kaum verwischt werden konnte.

Das Bäcker-Rosli war zu allen Kunden nett, sprach und plauderte und lachte mit allen Leuten, und es lachte und plauderte mit dem Migi an der einsamen Waldwiese vielleicht etwas länger, weil es dort immer seinen Schimmel verschmachten ließ und vielleicht etwas netter als mit andern Leuten, weil er seit Wochen jedesmal auf sein Brotwägeli gewartet hatte. Kein Mensch weit und breit hätte geglaubt, daß der mit Geld und Worten gleich sparsame Fahrli-Migi jeden Dienstag und Samstag dort am Waldrand neben einem Brotwägeli stehen, so schöne Worte dreheln und so verliebte Augen machen könnte.

Migi wollte heiraten. Migi wollte eine schöne junge und geschaffige Frau in sein Fahrli holen. Migi wußte, daß er mit der Türe nicht ins Haus fallen dürfe und baute seine Pläne auf lange Sicht. Er wollte sein Geld nicht auf Tanzböden vertun und sich beim „Aifästige“ einen blutigen Schädel holen. Er stellte sich an den äußersten Zipfel seines

Vaterheimen und wollte dort in kurzweiligen Reden mit zähem Werben und mit der Aussicht auf die fetten Halden des Fahrli aus dem fröhlichen Bäcker-Meitschi seine Braut machen. Er dachte, man könne sich so in guter und schlechter Laune kennen lernen. Auf den Tanzböden sind die Meitschi sowieso immer wundernetzt. Bei der Arbeit und am Werktag zeigen sie ihr wahres Gesicht und man hat dabei weniger Auslagen. So brachte der Migi es zustande, daß das Rosli seinen Schimmel hie und da etwas länger verschmaufen ließ.

Daß dann hie und da, wenn der Migi gerade im Dorf zu tun hatte, er im Bäckerladen höchst persönlich einkaufen ging und vielleicht länger als andere die Ware prüfte oder sogar im Ladenstübchen mit den Bäckermeitschi plauderte, fiel den Leuten nicht weiter auf, da dies nicht sonderlich oft vorkam. Jedoch wollte es der Zufall, daß er gerade an jenem Tage, da der Hydrant vor dem Bäckerladen umgestoßen wurde, beim Rosli im Ladenstübli stand und daß er dann vor allen Leuten dem Bäcker half, die Mehlsäcke aus dem Keller tragen.

Migi, in seinem Eifer, hilfsbereit und geistesgegenwärtig zu erscheinen und beim Vater des Rosli einen guten Eindruck zu erwecken, merkte erst später, daß die staunenden Frauen seine Gegenwart besprachen.

Raum war seine Hilfe nicht mehr sehr von Nöten, packte er im Laden die vorher gekauften Waren auf seine Traggabel und ging ohne Abschied, ohne sich umzublicken heim zu.

Warum der Schlosser-Toni nicht in der Werkstatt war.

Der Feuerwehrkommandant und die andern Männer, welche durch ihr Eingreifen größern Schaden verhindert hatten, verzogen sich langsam in den „Sternen“ zu einem Schoppen, um ihre Heldentaten zu besprechen, um den Schaden zu ermessen und hauptsächlich um die Schuldfrage endgültig festzustellen. Interessant war, daß dabei nicht in erster Linie die fehlbaren Chausseure in Grund und Boden verflucht wurden. Die eigentliche Ursache des Schadens schien nach Ansicht dieser kompetenten

Männer daran zu liegen, daß der Hydrant am absolut falschen Orte stand. Wer aber wollte partout gerade dort den Hydranten hinstellen? Der Schlosser-Toni. Dieser junge Schnauser, nur weil es ihm mit der Leitung so besser paßte, und wer, ausgerechnet wer, war beim Unglücksfall nicht zur Stelle: der Schlosser-Toni. „Ueberhaupt“, sprach hitzig der Feuerwehrkommandant, „der Schlosser-Toni ist die reine Landplage. Ist irgendwo eine Sauferei, eine Schlägerei, eine Festerei, ist der Toni der Anführer. Er raucht Cigaretten, grüßt halbe Zeit niemand auf der Straße, hat den Kopf voll Dummheiten und statt richtig zu arbeiten gfatterlet er an irgend einem Blödsinn herum. Der bringt noch seine ganze Familie, ja die ganze Gemeinde ins Unglück. Mich nimmt nur wunder, wo der wieder gesteckt hat, aber von heute an muß der Schlüssel für den Abstellhahnen der Hydranten zum Kommandanten der Feuerwehr. Bei mir kann ihn jedermann holen und soll von jetzt ab auch jedermann wissen, wo abzustellen ist.“ —

Während diesen Gesprächen saß der so beleumundete Schlosser-Toni nichts ahnend auf dem vordersten Kniebank in der Wallfahrtskirche auf dem Berg und zeichnete eifrig auf viele große Papiere die schönen Windungen und Stäbe, die Schnörkel und Verzierungen des Chorgitters. Er achtete nicht der Fremden, welche eifrig die alten Botivtafeln besprachen, achtete nicht des jungen Mädchens, welches kniend andächtig zur Muttergottes betete, sah nicht den Sigrift, der in die Sakristei ging und läutete. Er sah nur die herrliche Arbeit am Chorgitter und war eifrig bemüht, möglichst viel davon auf seine Papiere zu bringen. Daß er hier saß und zeichnete, das hatte seinen eigenen Grund und seine eigene, kleine Geschichte.

Vor vielen Jahren war tiefer Kummer und graue Sorge daheim beim Schlosser-Sepp. Die Vorhänge an den Stubenfenstern blieben wochenlang zugezogen. Man hörte kein fröhliches Hämmern drin in der Werkstatt. Die Mutter ging nur dann und wann frühmorgens aus dem Hause, mit eingefallenen Wangen und übernächtiger Müdigkeit.

Der Arzt war der tägliche und einzige Gast dieser Zeit. In jenen Wochen suchte die Schlosserin, da Arzt und Apotheke versagten, Hilfe in der kleinen Kapelle ob dem Bach. Dort sah man sie einige Male an den Altarstufen knien und gar inniglich beten um das Leben und die Gesundheit ihres Buben, bitten, daß ihr Toni nicht sterben müsse. Viele Male hat die Mutter später ihrem Toni erzählt, wie die Muttergottes ihr während seiner schweren Krankheit Trost und Hilfe gespendet. Viele Male hat sie dem Buben gesagt: „Halte mir die Muttergottes ob dem Bach in Ehren und danke ihr täglich; sie hat dich gerettet und uns allen geholfen.“

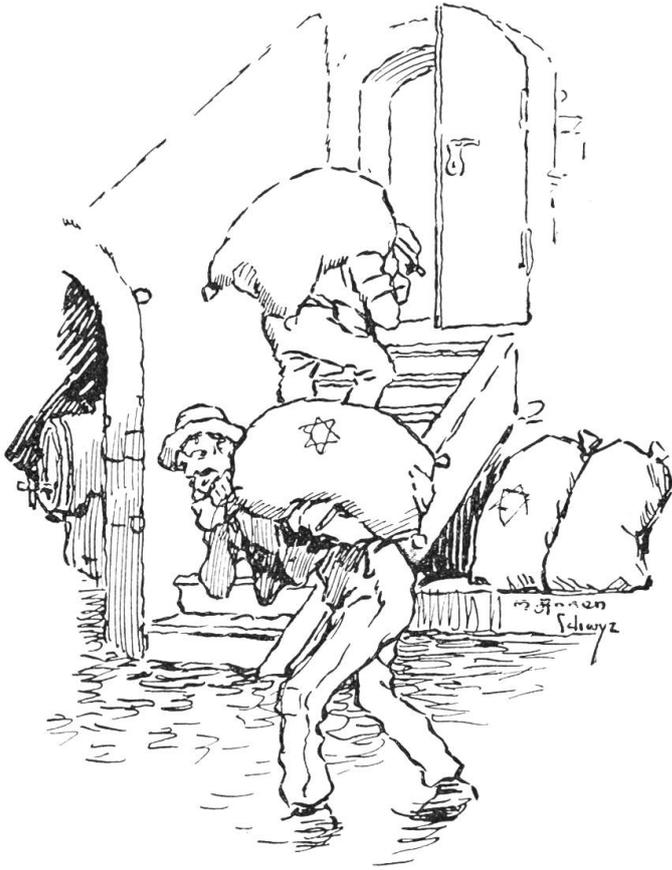
In letzter Zeit nun trat der Pfarrer des Dorfes mit dem Ansinnen vor die Kirchgemeinde, die Kapelle ob dem Bach, welche inzwischen arg verlottert und baufällig geworden war, zu renovieren. Die Gelder würde er teilweise aus mildtätigen Gaben zusammenbringen. Ob die Kirchgemeinde

nicht eine Summe aus dem Steuerertrag zur Verfügung stellen wolle? Es war an jenem Sonntag nicht eben die wohlthätigste Stimmung im Saale. Ueberall wurden Bedenken laut wegen den bösen Zeiten, auch sei die Kapelle noch in gutem Stand und lange nicht so baufällig, wie der Herr Pfarrer sage. Der Herr Pfarrer ließ die Bedenken wegen den schlechten Zeiten auf sich beruhen und äußerte nur, daß wer in den letzten zwei, drei Jahren in der Kapelle ob dem Bach gewesen sei, die Baufälligkeit

und die Notwendigkeit einer Renovation einsehen müsse, daß aber leider Viele hier anwesend seien, welche die Kapelle in den letzten Jahren innen nicht mehr gesehen hätten.

Das war nun zu stark getupft und zu nahe gegriffen für empfindliche Steuerzahler und der Antrag des Herrn Pfarrer drohte haushoch bachab verworfen zu werden. Der Schlosser-Toni saß wie auf Nadeln. Irgend-

wie hatte er ein schlechtes Gewissen, weil er in der letzten Zeit, trotz den Mahnungen seiner Mutter, der Mutter Gottes ob dem Bach nicht sehr viele Gebete und Besuche gewidmet. Und vielleicht bestärkt davon, wollte er der Kapelle helfen. Er erbat vom Vorsitzenden das Wort und warf mit Begeisterung einige wirre Sätze in den Saal, aus welchen hervorging, daß man, was möglich sei, mit Frondiensten leisten solle. Er selber wolle aus seinem Geld und in seiner freien Zeit ein schönes Chorgitter schmieden. Dann könne der



Im Keller schwitzten und schnauften der Bäcker und der Fahrli-Migi.

Zimmermann den Dachstuhl flicken und das Türmchen gerade aufrichten, der Schreiner die Bänke flicken und hobeln und so weiter.

Die Bürger der Gemeinde waren so in arger Verlegenheit. Von diesem jungen Schlosser-Toni ließen sie sich nicht gerne zurechtweisen. Die Kirchgemeinde endete mit dem Beschluß der Renovation und damit, daß manch einer der braven Kirchengenossen dem Toni gerne mit stark genagelten Bergschuhen eins ans Schinbein gehauen hätte.

Seitdem hatte Toni nach dem Feierabend schon viel an dem Chorgitter für die Kapelle studiert und geschmiedet, und just an dem Tage, mitten in der Arbeit, fiel ihm ein, wo er einmal ein schönes Chorgitter gesehen. Er ließ Schlösser und Röhren liegen, nahm Bleistift und Papier und ging die anderthalb Stunden weit hinauf zur Wallfahrtskirche auf dem Berg.

Wie aus der großen Freude ein schwerer Kummer wurde.

Toni kam spät abends nach Hause. Voller Freude darob, daß er jetzt nach einem prächtigen Vorbild am Chorgitter weiter schaffen könne und überhaupt voll Lebenslust, weil er der Schlosser-Toni war und sich einen Dreck um alle Sorgen der Welt kümmerte. Mit eiligem Schritte stieg er daheim zur Stube hinauf, um der Mutter seine Zeichnungen zu zeigen. Die Mutter war in der Küche, hatte ein verkümmertes Gesicht und rotverweinte Augen. Toni merkte sofort, daß irgend etwas schief gegangen, sagte aber trotzdem: „Komm, Mutter, schau, was ich heute Nachmittag Schönes gefunden habe für mein Chorgitter. Die Mutter kam an den Tisch zu den Zeichnungen, welche Toni dort ausbreitete, beugte sich interessiert über die Papiere und sprach kein Wort. Toni erklärte, erzählte und sprach ohne Pause. Da fiel ein Tropfen aus Mutters Augen auf ein Blatt und Toni ward still. „Das ist alles schön und gut“, fing die Mutter langsam zu sprechen an, „aber das Leben verlangt von einem jungen Menschen mehr als nur Liebhaberei. Du rennst am hellen Tage, ohne ein Wort zu sagen, davon. Hast keinen Ernst und kein Pflichtgefühl. Im Dorf ist die neue Wasserleitung gebrochen.“

„Was gebrochen!“ fragt Toni schnell, „gesprungen, die sollen hundert Jahre halten, die Röhren.“ „Nein, umgefahren, ein Lastwagen hat einen Hydrantenstock umgefahren, kein Mensch wußte, wo das Wasser abstellen, und ihr seid beide fort. Der Vater auf der Alp und du weißt ich wo.“ „Aber, Mutter“, sagte Toni, „soll ich denn nicht auch einmal ein paar Stunden aus der Werkstatt heraus können?“ „Toni, fang mir nicht so an“, sprach die Mutter be-

stimmt. „Du bist in letzter Zeit viel aus der Werkstatt draußen gewesen. Und daß du's nur weißt, ich habe dir das schon lange sagen wollen. Ich weiß, wo das Geld hingekommen ist, das ich dir für das Chorgitter heimlich zugesteckt habe. Verlodert und verlottert hast du das Geld! Mit schlechten Freunden zusammen hast du es verjubelt. Und so einer will für die Muttergottes ein Chorgitter machen? Sorgen und Kummer und Tränen machst du ihr — und mir — und dem Vater.“

Der Toni war gewiß ein flotter, schöner junger Mann, aber wie die Mutter so auf ihn einredete, und sie sprach noch viel und lange auf ihn ein, saß er in der Ecke wie ein Häufelein Elend. Er wußte, daß die Mutter recht hatte und das wurmte ihn so, daß er sich wie ein verprügelter Hund vorfam. Er blieb in der Ecke hocken, bis die Mutter weinend in die Kammer ging. Viel später packte er seine Zeichnungen zusammen und ging in die Werkstatt, sah dort ein Stück Gitter auf der Werkbank liegen und warf es in die Ecke. Er kam sich wirklich so verworfen vor, daß er es nie mehr wagen dürfe, für die Muttergottes weiter zu arbeiten.

Da bemerkte er eine außergewöhnliche Unordnung in der Werkstatt und erinnerte sich, daß die Mutter gesagt hatte, die Leitung sei gebrochen. Er ging den drei Hydranten nach, um nachzuschauen. Bald sah er den abgebrochenen Hydrantenstock und die noch verrammelten Kellerfenster am Bäckerhaus. Er schlich um das Haus, um den ganzen Schaden zu besehen, schaute an Roslis Schlafzimmerfenster hinauf, nahm zwei kleine Steine und warf sie zum offenen Fenster hinein. Dann schlenderte er durchs Dorf, schaute nach, ob das Wasser richtig und gut abgestellt sei und ging heim. Leise, um die Mutter nicht zu wecken, schlich er in sein Zimmer. Die Mutter hörte ihn kommen, spürte, wie er sich Mühe gab, leise zu sein und betete weiter für ihn den Rosenkranz.

Wie der Toni Most und eine Maulschelle bekam.

Am frühen Morgen schuftete Toni vor dem Bäckerladen am gebrochenen Hydrantenstock. Lange, bevor Rosli den Laden öff-

nete, war er schon an der Arbeit. Er war darauf gefaßt, daß das Bäcker-Rosli ihn heute früh vom Fenster aus so recht auslachen würde. Aber nichts davon geschah. Es werkte im Laden und Magazin, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. Das ärgerte ihn gewaltig. Toni, der sich gewohnt war, von allen Mädchen freundlich und besonders nett behandelt zu werden, hielt das nicht lange aus, und vom Rosli schon gar nicht.

Kaum war das Bäckermeitschi mit dem Besen vor die Ladentüre getreten, ging er zu ihm hin und frug, ob es ihm nicht helfen wolle, wenn er den Hydranten so fest einbaue, daß er nie mehr umgerannt werden könne. —

„Wärest du gestern daheim gewesen, statt weiß ich wo fort, wäre besser, und wir hätten nicht den Keller voll Wasser gehabt“, sprach Rosli, ließ den Besen und den Toni stehen und verschwand.

„Eh nu, eh nu, schlecht aufgestanden“, redete der

Toni vor sich her, nahm den Besen und fegte den Platz vor dem Laden damit. Er machte eine gehörige Staubwolke und pfiß dazu, daß alle Leute aus den Fenstern schauten. Da kam Rosli und wollte ihm den Besen entreißen, und vor den Leuten, welche in die Kirche gingen, entspann sich ein gar lustiger Kampf um den Besen, so daß zuletzt Toni Roslis beide Hände hielt und beide aus vollem Halse lachten.

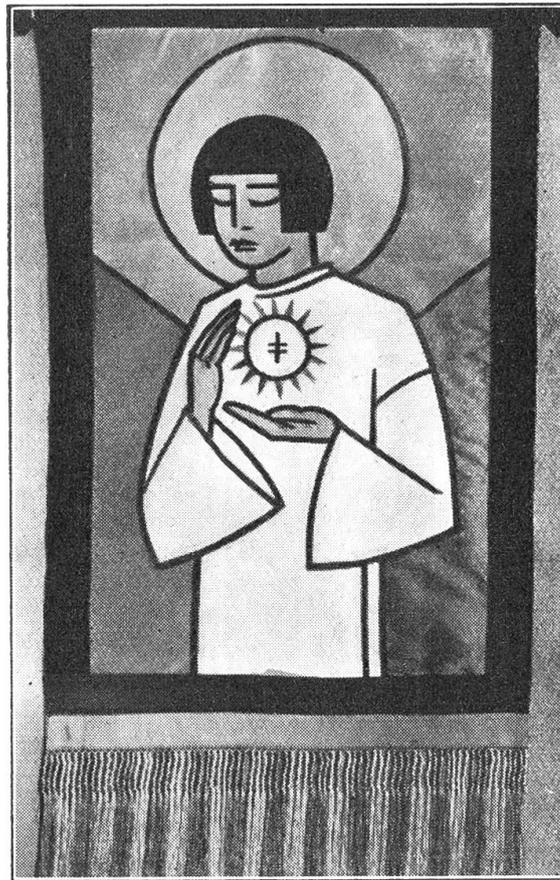
Bevor der Hydrant wieder gehörig instand gestellt war, half Toni noch Mehl-fäcke in den Keller tragen, die gleichen Mehl-fäcke, welche Migi gestern hinaufgetragen hatte. Und unten im Keller trank er von des Bäckers Most und plauderte lange mit dem Meitschi. Es auf dem einen, er auf dem andern Sack sitzend, erzählte

Rosli ihm, wie es sich gestern wieder gehörig für ihn geschämt habe. Das ganze Dorf hätte über ihn gelästert und das ganze Dorf hätte recht: einen solchen Haderlump sollte man auf den „Sedel“ schicken zum Schaffen lernen. Nach der langen Rede schaute Toni dem Bäckermeitschi tief in die Augen und sprach: „Mit all dem willst du mir sagen, daß du nie und nimmer meine Frau werden möchtest. Rosli wurde feuerrot, verlor fast die Sprache, dann schlug es mit seiner niedlichen, kleinen Hand dem Toni eine nette Maulschelle herunter und rief: „Bist du ein Esel!“

und im Hui war es die Stiege hinauf und für diesen Tag für den Toni verschwunden.

Freibier.

An einem der nächsten Sonntage war große Wahl im Dorfe; der kürzlich verstorbene Gemeindepräsident mußte ersetzt werden. Viele Abende schon waren erhitzte Gespräche geführt worden und alle, welche stimmfähig oder geschäftlich interessiert wa-



Die Fahne der Stanser Schulkinder.
Sie stellt den hl. Tharcisius dar. Entwurf und Ausführung stammen aus der trefflichen Hand der ehrw. Sr. Augustina Flüeler im Kloster St. Klara, Stans.

ren, beteiligten sich daran, wem man die hohe Ehre überbürden wolle und von wem wohl die meisten Vorteile zu erhoffen waren. Nach all den heftigen Diskursen verlief die Wahl am Vormittag glatt und ruhig und das Dorf hatte einen neuen Präsidenten. Das gibt begreiflicherweise Pflichten für die Bevölkerung und für den Gewählten. Toni, der für die Aufgaben der Gemeinde starkes Interesse hatte, war einer der Ersten im Wald, um die schönste Tanne zu holen und sie vor dem Hause des neuen Präsidenten aufzustellen.

Am Abend war fast das ganze Dorf im „Ochsen“ versammelt, um den Neugewählten zu feiern und hauptsächlich um das gespendete Freibier zu kosten. Reden wurden gehalten, weißgekleidete Mädchen brachten Blumen und gratulierten. Der neue Präsident dankte und eröffnete den Herren Ortsbürgern das Programm seiner neuen Tätigkeit. Fodler und Vieder drangen mit dem dicken Rauch der Wirtschaft auf die Straße. Auch der Migi war im Saal. Er sprach nicht sehr viel. Er trank. Er gönnte sich selten Alkohol, aber wenn man so ganz ohne Kosten dazu kam, ließ er die Gelegenheit nicht unbenützt vorbeigehen. Jedesmal, wenn ein Hoch ausgebracht wurde, griff er nach seinem Glas und leerte es in einem Zuge. Wenn dann die Kellnerin nicht sofort ein frisch gefülltes brachte und schon wieder ein neues Anstoßen begann, griff er auch in der Not zum vollen Glase seines Tischnachbars. So kam Migi auf Rechnung des Präsidenten schön zu seinem „Steiperli“.

Toni führte heute das große Wort. Nichts freute ihn so, wie wenn er Zuhörer hatte. Zuerst erzählte er an seinem Tischdeck von seiner neuen Erfindung. Er hatte einen neuen Röhrenschlüssel konstruiert. Mit diesem Schlüssel konnte er runde Eisenstangen drehen und krümmen ohne Zange und ohne Schraube: eine fabelhafte Erfindung, wie er sagte, ein Wunderding! Dann kam er langsam von seinem Beruf auf die Aufgaben der Gemeinde zu sprechen. Sprach immer lauter, stand endlich auf und hielt eine lustige Rede. Es fuzte ihn nicht, daß fast alle älteren Männer das Geschnör dießes Tungen als lästig empfanden. Und als dem Fahrli-Migi sein Vater über den

Tisch rief: „He, Toni, jetzt kannst wieder schnorren, jetzt, wo du etwas zu saufen hast, das ein anderer zahlt“ . . . bestellte Toni für sich und seine zwei Freunde sofort eine Flasche Wein auf eigene Rechnung. Mit Witz und Geschick verstand er für sich Stimmung zu machen, bald trank der halbe, dann der ganze Tisch von Tonis Flaschenwein und alle hörten ihm zu. Als Toni zu seiner Glanzrede anhub und um besser gesehen und gehört zu werden, auf den Stuhl stand, glitt in der hintersten Ecke der Fahrli-Migi in seinem Rausch lautlos unter den Tisch.

Er redete nicht übel, der Toni. Das mußten ihm alle Neider lassen, ein gutes Maul hatte er. Die Stimmung war so gut, daß der Präsident aus Rücksicht auf die rasch steigende Zahl leerer Bierfässer sich verabschiedete. Das war nun der offizielle Schluß des Freibieres. Mitternacht war längst vorüber. Der Saal entleerte sich. Auch Migi konnte sich unbemerkt unter seinem Tisch hervor und aus dem Staube machen. Er sah übel zugerichtet aus, wie er schwer schwankend durch die Küche auf die Stiege ging. Nur Toni blieb mit einigen trinkfesten Männern und einigen leeren Flaschen zurück. Da er viel zu wenig Geld bei sich hatte, mußte er bleiben, um gegen Morgen mit dem Wirt um Kredit verhandeln zu können. Als der Morgen lange schon zu den Fenstern hineinschaute, sah man den Toni heftig gestikulierend mit dem Wirt in der Küche stehen und in der Stube die letzten Gäste mit erhobenem Weinglas singen.

Auf dem Heimwege organisierte Toni ein Wettlaufen über den Lattenhag. Die fünf jungen Burschen gaben sich alle Mühe, aber Toni blieb Sieger. Auf zwei Hagschyen stehend, gab Toni seinen Mitkonkurrierenden die Resultate bekannt und hielt nochmals eine feurige Rede. Gerade in dem Moment kam das Bäcker-Rosli mit seinem Fuhrwerk um den Rank, sah den Toni auf dem Hag stehen, zwickte ihm mit der Peitsche um die Beine und rief schnippisch: „Es wird wohl gut Wetter, daß die Affen steigen!“ Dem Toni zerbrach bei diesem Anblick sein wohlgedrechselter Satz, er schwieg und schaute lange dem entschwindenden Fuhrwerk nach. Dann ging er etwas stiller und ziemlich

schnell nach Hause. Hätte er noch etwas länger nachgeschaut, dann hätte er am obern Rand den jungen Fahrli-Migi mit der Milchbrennte kommen gesehen. Den Migi, der diese Nacht einen unsinnigen Kausch nach Hause getragen, aber nun schon wieder eine volle Brennte Milch an Roslis Bäckerwägeli vorbei ins Dorf trug.

Wie Rosli ein altes Türschloß brachte und beinahe einen Ruß bekam.

Zwei junge Leute, die sich ständig foppen, müssen gut aufpassen, daß sie sich nicht ineinander verlieben. Die Schlosserei und die Bäckerei im Dorf lagen nicht sehr nahe beieinander. Doch wenn man aufmerksam hinzörte, konnte man das Hämmern in der Schlosserwerkstatt unten im Bäckerladen vernehmen. Und wenn man am frühen Morgen von Tonis Werkbank aus zum Fenster hinausschaute, sah man über den Dächern den Rauch vom Backofen.

Sonst war gewöhnlich nach Feierabend Ruhe im Dorf. Eines Abends wollte das Hämmern in der Schlosserei nicht aufhören. Rosli war längst im Bett und überlegte sich, warum von Tonis Werkstatt her, in später Nacht noch, Lärm und Hammerschläge ertönten. Es schloß die Fensterläden, schloß trotz des warmen Abends die Fenster und hörte immer noch den Lärm. Dieser und der Gwunder ließen das Meitschi nicht schlafen. Am Morgen stellte Rosli seine jüngere Schwester, das Breneli, hinter den Ladentisch und ging mit einem alten Türschloß in die Werkstatt zum Toni. — Ob

man das Schloß noch flicken könne, frug es, und nach langem Hin und Her endlich auch noch, warum er denn nicht tagsüber arbeite, sondern die ganze Nacht werke und schaffe, so daß kein Mensch ein Auge schließen könne. Toni war hocheifrig, endlich dem Rosli seine nächtliche Arbeit zeigen zu können. Da gerade der Vater fort war, ließ er Arbeit und Esse stehen und ging mit Rosli in den Anbau hinüber.

Dort stand groß und kunstvoll sein Chor-



gitter für die Kapelle ob dem Bach. Es reichte bis unters Dach hinauf und der äußere Rahmen war bis auf einige Gitterteile fertig, nur die Türen fehlten ganz. Rosli konnte ob ehrlicher Bewunderung kein Auge davon abwenden. Es sah und schaute auf die schön gewundenen Ornamente und besah und bestaunte den Toni, der dies gefertigt hatte. Dieser stand neben dem Gitter und weidete sich daran, wie das Mädchen stumm vor seinem Werke

... und frug, ob es ihm nicht helfen wolle.

stand. Nach langem Schweigen begann Rosli: „Du, Toni, das ist aber fein . . .“ und wieder nach langer Pause: „und alle diese Windungen und Verzierungen.“ Toni, der sich nicht satt sehen konnte an dem schönen frischen Gesichtlein, dessen dunkle Augen voll Bewunderung glänzten, sprach: „Und sieh mal, Rosli, da hats noch allerhand Dinge in den Verzierungen drin versteckt. Sieh mal, da ist ein Hammer, ganz flach natürlich, aber anzusehen wie ein richtiger Schlosserhammer. Und da auf der andern Seite am gleichen Ort ist eine Aehre. Siehst du eine Kornähre. Weißt du, was das bedeuten soll?“ Rosli wurde ein wenig

rot und ein ganz klein wenig verlegen. Toni setzte sich unter den Bogen des Gitters, gerade vor das Mädchen hin, schaute von unten ihm ins Gesicht und sprach: „Alle die Dinge hier auf dem Gitter haben eine Bedeutung. Wenn ich am Abend daran gearbeitet habe, wollte ich mir meine Zukunft und mein Leben hier hineinschmieden. Schau, dort steht der Hammer, das ist so fast wie das Wappen der Schlosser, und dort drüben ist die Kornähre, so ungefähr wie ein Wappen der Bäcker. Und am selben Abend, als du mir in deinem Keller ins Maul geschlagen hast, habe ich dieses Bäckerwappen aus dem Eisen geschnitten. Dein Bäckerwappen zu meinem Schlosserhammer. Was meinst du dazu?“ — Jetzt wußte das Kosli auf einmal nichts mehr mit sich anzufangen. Es erinnerte sich auf einmal, daß das Breneli ganz allein im Laden sei und der Vater schimpfen könnte, wenn es so lange fort bliebe. Toni erwischte gerade noch das forteilende Mädchen unter der Türe, ergriff es und schloß es in seine Arme, als die Mutter drüben aus der Werkstatt trat. Kosli schrie erschrocken, wehrte sich und rannte davon. Mutter und Sohn standen nur staunend einander gegenüber.

Man kann sich leicht vorstellen, was eine sorgenvolle Mutter ihrem ungeratenen Sohn zu sagen hat, wenn sie ihn nach unendlich vielen Ermahnungen am helllichten Vormittag statt an der Arbeit mit einem Meitschi in den Armen vor der Werkstatt trifft. —

Nach einer kurzen halben Stunde saß die Mutter in der Küche und schälte weinend Kartoffeln und Toni schlug wütend auf Eisen und Ambos und zerbiß sich die Lippen.

Kosli aber rechnete auf dem Heimweg angstvoll aus, daß es mehr als anderthalb Stunden fort gewesen und daß jetzt zu Hause ein böses Donnerwetter losginge. Es trat hastig in den Laden, wollte sich nichts anmerken lassen und tat furchtbar beschäftigt. Brenili, das stolz war, allein Ladnerin zu sein, sagte schnippisch: „Kosli, du sollst zum Vater hinauf, er hat schon drei Mal nach dir gerufen.“ Oh hä läz!

Da Kosli oben in die Stube trat, sah es den Vater hinter dem Tische sitzen und sah

vor dem Tisch einen Rücken und einen fein frisierten Kopf, der wohl zu dem Regenmantel und dem Cox auf dem Kanapee gehörte. Mit stolzem, gewinnendem Lächeln stellte der Vater dem eleganten Herrn sein Meitschi vor: „So, Herr Meier, das ist meine älteste Tochter — Herr Bankier Meier von Zürich.“ Das erstaunte Kosli, welches auf ein Donnerwetter gefaßt war, machte einen höflichen Knix, gab dem feinen Herrn die Hand, nicht bevor es sie an der Schürze abgeputzt hatte, und flüsterte: Freut mich. Denn Kosli hatte schon viele vornehme Romane gelesen. Der Herr hielt des Mädchens Hand lange in der seinen und sprach: „Da kann man ihnen aber gratulieren! Was Sie für schöne Kinder haben! Eine prächtige Tochter, wirklich der berechnigte Stolz eines Vaters.“ Kosli durfte dann eine Flasche Wein aus dem Keller holen und den beiden zwei die schönsten Kelchgläser füllen; dann wurde es entlassen.

Später, im flüchtigen Vorbeigehen an der Stubentüre hörte es den Herrn Bankier Meier von 10,000 Franken und 30 Prozent und vielen anderen Zahlen sprechen. Es machte sich darüber keine großen Gedanken, sondern ging in die Küche. Es studierte eifrig, was wohl heute zu Mittag gekocht werden solle, und es kam ihm einfach nichts in den Sinn. Weil man aus Schlosserhämmern und eisernen Kornähren und dem Toni mit allem guten Willen kein Mittagessen kochen kann.

Wie der Migi einen Schwiegervater suchte.

Seit diesem Morgen waren ein paar Wochen vergangen und seit diesen Tagen war es dem jungen Fahrli-Migi nicht mehr recht wohl. Jeden Dienstag und Samstag war er mit irgendetwas am Fahrlizipfel bei der Straße am Waldrand beschäftigt, aber das Bäcker-Kosli ließ seinen Schimmel nicht mehr dort verschmausen. Jedesmal, wenn der Migi das Fuhrwerk kommen hörte, stellte er sich ganz unten an den Hag, schaute dann wie zufällig von seiner Arbeit auf und grüßte mit seinem gewinnenden Lächeln: „Guten Tag, Kosli, schön Wetter heute!“ Und Kosli von seinem Fuhrwerk herunter: „Guten Tag, Migi, ja schön Wetter, hü,

Schimmel“, und fort war es. Migi war kein Dummer. Fünf, sechs Mal hatte er dem zugehört, und nun wußte er genau, daß hier gehandelt werden mußte. Irgend eine Gefahr für seine schön ausgerechnete Zukunft war im Anzug. Hier tat rasches Eingreifen not. Migi, der vom strengen Schaffen jeden Abend halbtot müde aufs Lager sank, fing an schlecht zu schlafen, fing an nachts zu träumen, halbe Nächte wach zu liegen, fing an zu studieren.

Aus all diesen Tagen und Nächten formte sich ein Entschluß. Migi ging am Dienstag, kaum war Rosli auf der Alpstraße beim Fahrli vorbeigefahren, im Sonntagshoppen zum Bäcker ins Dorf. Er hatte sich eine gute Zeit ausgesucht. Er wußte genau, wann der Bäcker schlafen ging und seine Gesellen voll beschäftigt waren.

So traf er den Bäcker eben gut ausgeruht in der Stube vor der Zeitung. Es frug schüchtern, ob er ihn etwas fragen könne. Der Bäcker, welcher gerne Auskunft gab und geschmeichelt war, wenn jemand seinen Rat nachsuchte, hieß den Migi Platz nehmen und machte sich's bequem. Migi besah aufmerksam seine eigenen beiden Daumnägel und die Tischplatte und sprach: „Eure Tochter, das Rosli, und ich wollen ein Paar werden; wir haben uns schon lange heimlich gern und Rosli getraut sich nicht, es mir zu sagen. Ich bin ein ehrlicher, gerader Mann und will nicht hinter Euerem Rücken und ohne Euer Erlaubnis Bekanntschaft haben.“ Bis hier redet der Migi unbeirrt der heftigen Aeußerungen des Bäckers, doch nun über-tönte das „Himmel, Herrgott Donnerwetter“ die Worte Migis: „Kommt mir einer mit der fertigen Hochzeit meiner Tochter in die Stube gefallen, da habe ich dann auch noch ein Wort zu reden, Himmel, Herrgott Donnerwetter!“ Migi darauf schnell: „Das habe ich eben zu Rosli gesagt. Der Vater muß vor allem einverstanden sein. Darum bin ich jetzt hier. Mit meinem Vater habe ich gesprochen. Am Tag der Hochzeit mit Euerem Rosli gibt er mir das Fahrli mit Haus und Wald und Wiesen und Gaden und Alprecht.“ Migi zählte alle die Dinge gewichtig an seinen Fingern auf: „Er will

nur ein Wohnrecht im Haus. Das Rosli ist vom Tag der Hochzeit an eine vermögliche Bauersfrau. Jetzt habe ich Euch fragen wollen, ob Euch diese Bekanntschaft recht wäre.“ — „Fragen wollen, fragen wollen, kommt der zu mir und bringt meine Tochter als heimlich Verlobte dazu und will um Erlaubnis für Bekanntschaft fragen. Dem Rosli will ich es einbläuen, kein Wort, kein einziges Wort hat es mir gesagt. Daraus wird nichts! Ich gebe mein Meitschi keinem solchen Raggeri, wie du einer bist, verstanden!“ Und der Migi fährt ruhig fort. Er hatte schon oft einen Vater zornig gesehen. Nur durchhalten, denkt er, nur zäh durchhalten. „Das Rosli solls gut haben bei mir. Ich habe gespart und geschuftet, damit meine Frau einmal ein schönes Leben haben kann. Ich habe halt Euer Rosli gern und kann nicht mehr von ihm lassen.“ „So“, sagte der Bäcker, „nicht mehr kann er von ihm lassen, und wenn jetzt ich nicht von ihm lassen will, he, und wenn jetzt ich nein sage, he?“ Und der Migi wieder: „Ja, das hat alles noch Zeit. Wir wollen nicht schon morgen heiraten, nur habe ich zu Rosli gesagt, heimlich will ich nicht mehr länger Bekanntschaft haben; der Vater muß es wissen und drum bin ich da. „Da hast du wirklich recht gehabt, das ist aber jetzt höchste Zeit gewesen, daß ich das auch vernommen habe und jetzt spreche ich mit dem Rosli und fertig“, sprach der Bäcker bestimmt und wollte aufstehen. Der Migi rührte sich nicht vom Fleck. „Rosli weiß nichts davon, daß ich heute zu Euch gekommen bin. Wie wäre es, wenn Ihr Euch die Sache überlegen und erst nachher mit dem Rosli sprechen würdet? Wie gesagt, ich bekomme das ganze Heimen, und viele solche Heimen ohne Schulden sind nicht da im Land.“ „Ich mache, was ich will, und damit Schluß!“ sprach der Bäcker und blickte zum Fenster hinaus. Dort sah er gerade den Herrn Bankier Meier mit einem andern Herrn aus einem schönen Auto steigen und auf seine Haustüre zukommen. Er machte den Migi auf den kommenden Besuch aufmerksam und verabschiedete sich kurz von ihm.

* * *

Hinten ging der Migi zum Hause hinaus und vorn durch den Laden kamen die feinen Stadtherren hinein und setzten sich dann oben an Migis Platz. Wirklich beim Bäckermeister löste eine Unterredung die andere ab. —

Auch diese Herren hatten es auf den Besitz des vermögenden Bäckermeisters abgesehen. Aber wie freundlich und nett, wie zuvorkommend und liebenswürdig war er nun mit diesen.

Als Kosli mit seinem Bäckerwagen von der Alp zurückkam, sah es das schöne Auto vor dem Laden, sah oben in der Stube die beiden Herren den Hut in der Hand stehend und wurde von Herrn Bankier Meier sofort erfreut begrüßt und dem andern Herrn vorgestellt. Unterdessen hörte es den Vater in der Kammer rufen und ging zu ihm. Dieser war gerade damit beschäftigt, in seinen besten Sonntagsanzug zu schlüpfen und schrie in der Eile nach Kragen und Kravatte. Kosli, welches alles schnell hervorholte, erhielt auf seine Frage, wohin er denn gehen wolle, als Antwort nur: „Mit deiner verdammten Liebelei hörst es jetzt ein für allemal auf, mit dir spreche ich später. Wo ist der Sonntagshut?“ Kosli, ganz vertattert, half so schnell es konnte. Mehr zu fragen getraute es sich nicht. Bald fuhren die beiden Herren mit dem Vater im schönen Auto fort.

Wie Kosli in der Kapelle einen kleinen Schrecken und eine große Freude erlebte.

Koslis erster Gedanke war der Toni. Hatte die Mutter ihrem Vater erzählt, was sie an jenem Vormittag vor der Werkstatt gesehen? Wohl war es nicht bei dieser einzigen Zusammenkunft in der Werkstatt geblieben. Sie hatten sich einige Male seither getroffen, aber immer nur ganz zufällig und unauffällig. Toni hatte oft von den beiden Wappen gesprochen, hatte ihm auch eines Nachts einen Brief zum Fenster hingeworfen. Aber den hatte es doch so gut versteckt, daß der Vater ihn bestimmt nicht finden konnte. Und er war auch wirklich noch am geheimen Ort: in der zerrissenen Matratze. Kosli frug seine kleine Schwester, welche nur von den beiden Herren und dem

Auto erzählte. Die Angst kam zu Kosli. Die Ungewißheit und Furcht, welche oft gar zarte Früchte im Herzen zur Reife bringt.

Der Abend kam. Die beiden Schwestern saßen schweigend beim Nachtessen. Kosli hätte wissen mögen, was sein Schwesterlein verschwiegen. Und dieses war erstaunt, das lustige, fröhliche Kosli so trübsinnig zu sehen. Kaum richtig aufgetragen, ließ das Bäckermeistersche Platten und Schüsseln stehen. Es trug dem Brenili auf, zu Feuer und Licht zu schauen und bald ins Bett zu gehen, und ging. Ging in den Abend hinaus, um der Angst zu entfliehen und Zuflucht zu suchen bei der Muttergottes in der Kapelle ob dem Bach. Vielleicht wohl war die Kapelle um diese Zeit schon geschlossen, aber beten konnte es auch vor der Türe, und Ruhe finden.

Inzwischen war die Kapelle schön renoviert und von den Handwerkern wieder ähnlich ihrem früheren Zustand hergestellt worden. Das Türmchen ragte gerade und schlank in den Abendhimmel. Das Dach war frisch gedeckt. In der Kapelle brannte ein Licht, als Kosli über den Bach die steile Halde hinaufschritt, voller Sorgen und nicht ohne tiefe Seufzer. Es wußte doch nicht, hatte es den Toni gern, sollte es den Toni nicht gern haben, was war der Grund zu Vaters Zorn, oder mußte es am End den Toni für immer verlieren? Daß der Schlosser-Toni ein leichtsinniger, lojer Jüngling war, das war sicher, daß er Geld nicht lange behalten konnte, daß er seiner Mutter Sorgen über Sorgen häufte und dem Vater das Schaffen in der Werkstatt verleidete, so, daß er die Arbeit außer dem Haus vorzog und fast immer fort war, davon sprachen die Leute genug. Aber war denn das nicht zu ändern? Konnte nicht die Zeit helfen oder vielleicht eine gute Frau? Bei diesem Gedanken erschrak Kosli, denn soweit war es bis jetzt noch nie mit Denken gekommen. Gut war, daß es jetzt zur Kapelle kam und zu beten anfang, denn was hätte es wohl alles noch denken können? Die Türe war nur angelehnt. Kosli blieb wie erstarrt unter der Türe stehen. Vorn im Chor lag neben einer Stallaterne der Schlosser-Toni am Boden. Das Chorgitter war eingebaut bis auf die

Gittertüren und Toni zog just die letzten Schrauben am Boden an.

Kosli wollte fliehen, aber vor Schrecken konnte es sich kaum bewegen. Es glitt lautlos zur hintersten Bank und blieb dort schwer und müde sitzen. Toni hatte nichts gesehen und nichts gehört, so eifrig war er mit seiner Arbeit beschäftigt. Nun stand das prächtige Chorgitter fest im Bogen und hob sich gegen die neuen, weißen Wände beim flackernden Scheine der Laterne gespenstig ab. Toni war bald fertig, erhob sich, suchte sein Werkzeug zu-

sammen, legte es in seinen Kasten, trat rückwärts einige Schritte zurück, so daß er in seinem Gitterbogen die Muttergottes sah, und sprach für sich ganz laut und langsam und mit der Innigkeit eines Gebetes: „So, liebe Muttergottes, das habe ich dir jetzt gemacht, weil du meiner Mutter und mir einst geholfen hast. Die Türen zu dem Gitter will ich dir bringen, sobald ich kann, nur hilf mir, daß ich sie mit dem

Kosli bringen kann . . .“ Dann nahm er seinen Kasten auf und die Laterne. Er fuhr wie ein ertappter Junge zusammen, da er in der Kapelle ein leises Schluchzen und Weinen vernahm. Als er zögernd mit dem Licht zu dem weinenden Häuflein Glend trat, das im hintersten Bank sich verkrochen hatte, wurde aus seinem kleinen Schrecken eine große Freude. —

Wie lange die Beiden in der Kapelle gebetet haben, weiß ich nicht. Wie lange sie auf dem Bänklein vor der Kapelle geseffen haben, kann vielleicht der Mond verraten. Nur so viel will ich sagen, daß der Toni an

jenem Abend versprochen hat, von nun an sparsam und arbeitsam zu sein und nie mehr Dummheiten zu machen.

* * *

Der gleiche Mond schien auch im Fahrli zum Laubenfenster hinein und beleuchtete dort dem Migi sein zermühtes Bett, ja sogar sein Gesicht und seine weiten offenen Augen. Und vielleicht auch die Finger auf der Decke, die sich immer bewegten, als wollten sie zählen: Haus und Wald und

Wiesen und Gaden und Alprecht. Oder zählten sie vielleicht an den Tausendern, die Koslis Vater besaß?

Wie Toni voll Liebe heimkam und warum er voll Glend fortging.

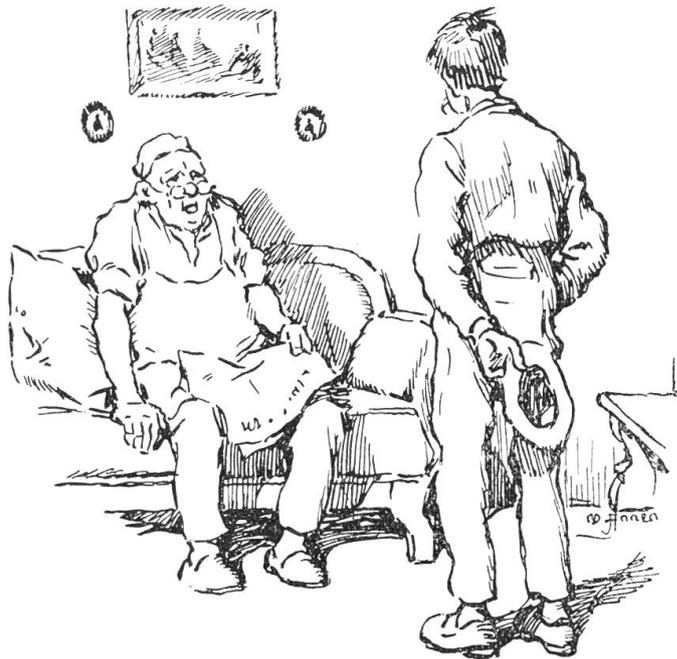
Mit allen guten Vorsätzen kann man die Vergangenheit nicht ungeschehen machen.

Kosli war, von Toni begleitet, tief in der Nacht nach Hause gekommen und schlief schön ruhig, trotzdem es doch vom Vater noch

ein Donnerwetter zu erwarten hatte. Aber während es so schön und glücklich schlief, ging anderswo beim hellen Mondschein ein viel schrecklicheres Donnerwetter nieder.

Tonis Vater war nach Hause gekommen. Am späten Nachmittag, kurz nachdem Toni in die Kapelle gegangen war. Er war aufgeräumt, er war gesprächig und hatte große Geschäfte im Kopf.

Der Schlosser-Sepp sah aus wie ein Soldat aus dem 70er Krieg. Stramme, große Figur, starker Vollbart mit schon etlichen grauen Haaren. Ein Mann, der gewohnt war, das Rechte zu tun und alles andere zu befehlen. Schwierigkeiten trat er gerne aus



So traf er den Bäcker eben gut ausgeruht in der Stube.

dem Wege. Die Zukunft erlebte er Tag für Tag. Nur dann und wann spielte er sich als Held in der Familie und im öffentlichen Leben auf. Er war allgemein beliebt und in seinem Fache tüchtig. Seine Spezialität war, in den entlegensten Alpen mit Ausnützung jedes kleinsten Gefälles lange Wasserleitungen, Anschlüsse und Verteiler zu bauen.

Er war gerade wieder von der Sitzung einer Alpenoffenschaft gekommen und hatte den Auftrag erhalten, eine große neue Leitung in schwierigem Gelände zu legen. Dort an der Sitzung hatte er vernommen, daß aus einer Liquidation in Luzern äußerst billig Wasserleitungsröhren zu kaufen seien. Diese Gelegenheit wollte er sich nicht entgehen lassen, besonders da er einen großen Teil dieser Röhren sogleich für die neue Leitung verwenden konnte.

Beim Nachtessen, an welchem natürlich Toni wieder nicht anwesend war, eröffnete er seiner Frau den Plan, morgen nach Luzern zu gehen und das halbe Röhrenlager zu kaufen. Er bat sie auch sein Kassabüchlein hervorzuholen, weil er bei diesem Kauf alles bar bezahlen müsse. Jetzt fuhr der Mutter der Schreck in alle Glieder. Sie hatte sofort alle Hände voll zu tun, mußte noch das und dieses besorgen, dort hin gehen, in der Werkstatt schließen, so daß der Vater sich schließlich selbst daran machte, im Sekretär nach dem Kassabüchlein zu fahnden. Nach einer Stunde hatte er auch richtig den ganzen Sekretär von zu unterst bis zu oberst durchsucht, den halben Inhalt auf den Tisch, Etliches auf den Boden geworfen, nur fand er einfach das Kassabüchlein nicht. Von dem nutzlosen Suchen und von seiner eigenen Erfolglosigkeit aufgeregt, schrie er wütend nach seiner Frau, welche endlich nach langem Rufen und unter schrecklichem Schluchzen und Weinen mit dem Kassabüchlein daherkam und vor jeder Erklärung hilflos um Verzeihung bat. Mit allen möglichen Beteuerungen und unterbrochen von heftigem Weinen gestand sie endlich dem zürnenden Manne, daß sie hie und da etwas aus dem Kassabüchlein genommen, um dem Toni damit auszuweichen. Ein oder zwei oder drei Mal um seine Schulden zu bezahlen, etliche

Male um ihm Eisen für das Chorgitter zu kaufen. Der Zorn stieg dem Schlosser heiß in den Kopf. Bald wäre er mit seiner Frau wie mit einem Stück Eisen in seiner Werkstatt verfahren. Die Mutter verteidigte zu allem Unglück noch den Toni, der für seine Arbeit vom Vater nie einen rechten Lohn bekommen habe, so daß sie gezwungen gewesen sei, zu helfen, um alle vor der Schande zu bewahren. Endlich riß der Vater das Büchlein an sich und sah am Ende aller Zahlen, welche vor zwei Jahren noch die Höhe von 2500 Franken hatten, den kläglichen Rest von 50 Franken. Das war nun für den braven Schlosser-Sepp zu viel.

Toni sah, spät in der Nacht heimkommend, durchs Fenster Vater und Mutter in der Stube am Tische sitzen. Wie er in die Stube eintrat, sprang der Vater von seinem Stuhle auf, warf im weit über den Tisch das Kassabüchlein an den Kopf und schrie: „Da nimm das auch noch, aber das ist das Letzte, was du von mir bekommst, du Lausbub, du Lotterbub, du, du — mach daß du fort kommst, fort aus meinem Haus und daß du mir nie mehr unter die Augen kommst, du elender Saufbruder, du — du!“ Damit trat er auf ihn zu, hieb ihm eine gesalzene Ohrfeige herunter: „Das ist mein letztes Wort“, ging in die Kammer und warf die Türe krachend ins Schloß.

Den Vater sah Toni den Abend nicht mehr und auch den andern Morgen nicht. Nachdem die Mutter ihm alles erklärt hatte, zog er sein Sonntagsgewand an, packte ein Bündel Kleider und Werkzeug und ging noch in der gleichen Nacht fort von der weinenden Mutter, fort von der Werkstatt, fort aus dem Dorf auf die Landstraße.

Wie das Geld viel Kummer brachte.

Der Bäckermeister hätte den Schlosser-Toni auf der Straße am Lopperberg noch sehen können, da er lange nach Mitternacht im Auto mit dem Herrn Bankier Meier an ihm vorbeifuhr, wenn er nicht einen so unglücklichen Kauf gehabt hätte.

Es kam sonst selten, sehr selten vor, daß der Bäcker zu viel getrunken hatte. Aber diesen Morgen brachte er einen Kauf nach Hause, daß er auf allen Bieren die Stiege

hinaufkroch und stöhnend sein Bett aufsuchte. Und dieser Rausch hatte seinen eigenen Grund und für ihn eine kolossale Bedeutung.

Seit dem Tode seiner Frau hatte er im Besitze einiger Tausend Franken in bar hie und da ein wenig spekuliert. Dort mit einem Grundstück etwas verdient und da mit einem Papier etwas gewonnen. Auf irgend einen Zufall hin lernte er den Bankier Meier in Zürich kennen, der ihn dann und wann auf ein gutes Papier aufmerksam machte und, nicht ohne für seine Dienste eine kleine Kommission zu berechnen, ihm seine Käufe und Verkäufe besorgte. Dieser Bankier Meier war nun schon oft mit dem Bäcker zusammengekommen u. hatte ihn mit vielen Worten und Sunden von Beweisen dazu gebracht, endlich eine große Spekulation zu wagen. Diese nie wiederkehrende Chance einer Aktie mit Golddeckung, welche sich mit dreißig Prozent Dividende

rentierte, sollte nun vom Bäckermeister mit allen zur Verfügung stehenden Barmitteln ergriffen werden. Als aber der erste Besuch in der Bäckerstube nicht mit dem nötigen Erfolg begleitet war, nahm sich Herr Meier zum zweiten Mal noch einen geriebenen Mann mit, der nicht vom Bankfach war, wohl aber selbst viele Tausende an den gleichen Aktien verdient hatte. Diesen beiden Herren gelang es nun, den braven Bäckermeister nach Zürich zu bringen und ihm für seinen letzten kappen verfügbaren Geldes Aktien zu verkaufen. Der endlich getätigte Kauf, der gute Weinkeller des Herrn Bankier

und alle die netten Trinkgelegenheiten in Zürich verhalfen Rosli's Vater zu dem Kanonen-Rausch.

Viele schwere Weine getrunken und etliche dicke Zigarren geraucht zu haben, von einer rasenden Autofahrt so richtig durchgerüttelt zu sein und nach einer Stunde Schlaf an den Backofen zu stehen, ist nicht jedermanns Lieblingsbeschäftigung. Rosli hatte den Vater kommen gehört und seinen außergewöhnlichen Zustand erraten, weckte

den Gesellen und half selbst in der Backstube. Es lud dann sein Fuhrwerk, spannte den Schimmel an und fuhr fort, bevor es den Vater gesehen hatte.

Als Rosli von seiner Tour zurückkam, war der Vater aufgestanden, war mürrisch und sprach wenig. Aber im Laden standen die Frauen eng zusammen und erzählten eifrig, daß der Schlosser seinen Sohn mit Fluch und Schimpf mitten in der Nacht zum Hause hinausgejagt habe. Diese und jene wollte

den Lärm höchst persönlich gehört haben. Was wollte nun Rosli tun? Oben der Vater, welcher seinen Andeutungen von gestern nach mit ihm richtig abrechnen wollte. Im Laden alle die Frauen, welche über Toni schimpften, über die Schlosserin schimpften und über den alten Schlosser auch noch wetterten. Rosli versteckte sich im Keller, setzte sich auf die Mehlsäcke und wartete, ob nicht dieser elende Tag vorbeigehen wolle, dieser elende Tag, welcher mit so wunderlichem Mondenschein begonnen hatte.

Ein modernes Sprichwort sagt: „Wer Gülten hat, kann nicht extra gut essen, aber



Da wurde aus seinem kleinen Schrecken eine große Freude.

gut schlafen; wer Aktien hat, kann extra gut essen, aber nicht gut schlafen“. Mit des Bäckermeisters gutem Schlaf war es nun auch vorbei. Jeden Tag stürzte er sich auf die Zeitung und jeden Tag stiegen oder fielen die Zahlen seiner Papiere und mit diesen Zahlen wuchs sein Wohlstand oder verminderte sich sein Besitz. Er war auch nicht mehr so genau mit dem Backen, nicht mehr so pünktlich im Aufstehen. Ihm gingen andere Werte im Kopfe herum als die paar Säcke Mehl, welche er jeden Tag zu backen hatte oder die paar Kilo Maffaroni, welche im Laden verkauft wurden. Die Backstube, der Laden und sogar seine Meitschi kamen von nun ab an zweiter Stelle. Die Unterredung mit dem Rosli wegen seiner Liebshaft schob er von einem Tag auf den andern hinaus. Das Rosli war ihm so recht, wie es war, er konnte es sich nicht anders wünschen und er entschloß sich endlich, solange es nicht selbst mit der Angelegenheit zu ihm käme, vorläufig nichts zu sagen.

Rosli in seinem Kummer glaubte, daß nun mit der Abreise Tonis des Vaters Zorn langsam zu verrauchen beginne. Es nahm an, daß die dauernde schlechte Laune des Vaters Strafe sei für die vorgeworfene Liebeslei. Es tat alles, um den Vater zu erheitern, arbeitete und werkte für zwei und wartete und wartete auf Bericht von Toni.

* * *

Migi hatte Gülden und konnte gut schlafen. Seitdem er beim Bäcker in der Stube gefessen, hatte er jeden Tag eine Katastrophe erwartet. Entweder einen definitiven abschlägigen Bescheid vom Bäcker oder ein fuchsteufelswildes Rosli. Da beides nicht eintraf und Rosli bald wieder anfang, nett zu grüßen und sogar seinen Schimmel am Waldrand wieder verschmausen ließ, war er mit dem Erfolg seiner Unterredung vollauf zufrieden. Migi konnte warten. Migi baute sein Glück auf lange Sicht und überlegte sich schon wieder durch Wochen den nächsten Schritt.

* * *

Im Schlosserhaus war das Essen schlecht und der Schlaf. Der Vater und die Mutter hatten seit jener Nacht den Frieden nicht wieder gefunden. Sie lebten die vielen

Wochen, beide mit sich unzufrieden, nebeneinander vorbei. Und beiden fehlte der Lausbub, der Sorgenbub, der einzige Sohn.

Warum der Toni blutend auf dem Boden lag.

Wenn ein junger starker Baum gewalt- sam aus dem Boden gerissen und irgend- wohin weit fort verpflanzt wird, braucht es lange Zeit, bis er wieder wachsen und ge- deihen kann, und oft einer geht zu Grunde. Toni lag im Spital in Zürich mit verbun- demem Kopf, mit etlichen Haften und Wun- den und mußte schön stille liegen. Der Weg von Vaters Haus in dieses Krankenbett war ein langer Weg gewesen.

Als er vom Vater fortgejagt, mit all seinen Sorgen und dem schrecklichen Weh im Herzen, gegen Luzern wanderte, einem düstern Morgen entgegen und einer finstern Zukunft, lud ihn ein Lastwagen-Chauffeur zum Mitfahren ein. Von diesem konnte er erfahren, daß für einen guten Schlosser, trotz Arbeitslosigkeit und Krise, in Zürich leicht Arbeit zu finden sei, weil die Heizungs- monteure in Streik getreten seien. Toni meldete sich in Zürich bei einer Heizungs- fabrik und fand sofort Anstellung. In einem großen Neubau mußte er mit einigen andern neu Eingestellten die Montage- Arbeit weiterführen, welche von den Strei- kenden, kaum angefangen, zurückgelassen war. Statt vorher ungefähr 25 Arbeiter, waren sie jetzt ihrer vier. Der Bauherr kam jeden Tag und ärgerte sich, daß nichts er- reicht werde, die andern Handwerker mußten warten, bis die Heizungsrohren eingebaut waren. Sonst ging die Arbeit zuerst noch friedlich vor sich.

Toni mietete sich in einer billigen Her- berge ein. Wenn er abends müde nach Hause auf sein kleines Zimmer kam, ließ ihn der Lärm und das Gejöh aus der Wirt- schaft unter seinem Zimmer nicht schlafen. Es war für Toni trotz der Arbeit, trotz dem guten Lohn eine düstere Zeit. Die fremde Stadt, das Heimweh und sein Gewissen er- drückten ihn fast.

Die Einigung zwischen den streikenden Heizungsarbeitern und den Fabrikherren verzögerte sich. Es wurden Demonstrationen abgehalten, viel geredet und nichts erreicht

und die Zahl der Streikbrecher wurde immer größer.

Eines Tages kamen zwei Streikende zu Toni in den Neubau und wollten ihn mit vielen Worten und Drohungen dazu bewegen, die Arbeit niederzulegen. Der Haß gegen die Kapitalisten, die Wut gegen die Arbeitgeber und

eine Menge blendender russischer Ideen wurden von ihnen ins Treffen geführt. Doch Toni, welcher mit seinem Lohn zufrieden und froh war, überhaupt arbeiten zu können, hämmerte und schraubte ruhig weiter. Ein paar Tage später traf Toni morgens, da er seine Arbeit beginnen wollte, einen Haufen Arbeiter vor dem Neubau, welche ihm und seinen Kollegen den Eintritt verwehrten. Nach erfolglosen Versuchen, die Reihen der schimpfenden Streikenden zu durchbrechen oder zu umgehen, meldete er der Fabrikleitung diesen Vorfall. Nach kurzer Zeit kam die Polizei

angefahren und trieb den Haufen auseinander. Toni und die andern Streikbrecher arbeiteten unter dem Schutz der Polizei weiter.

So vergingen wieder einige Tage. An einem trüben Vormittag sammelte sich eine große Menge streikender Arbeiter auf dem Platze vor dem Neubau. Bevor nur die Polizeiwache um Verstärkung berichten konnte, schlug der wütende Haufen auf die Polizeimänner ein und drang in den Neubau. Dort forderten sie die Arbeiter auf,

sogleich die Baustelle zu verlassen. Toni setzte sich zur Wehr. Doch die mit Werkzeugen und Schlagringen bewaffneten Eindringlinge schlugen die vier, fünf Arbeiter grün und blau. Toni wurde geschlagen und schlug auch. Nur wenige Sekunden dauerte der heftige Kampf. Ehe die Polizeiverstärkung kam, waren die Angreifer verschwunden. Toni blieb bewusstlos am Boden liegend zurück und sein Blut rann aus vielen Schrammen und Wunden auf den Zementboden.

Ehe die Polizeiverstärkung kam, waren die Angreifer verschwunden. Toni blieb bewusstlos am Boden liegend zurück und sein Blut rann aus vielen Schrammen und Wunden auf den Zementboden.

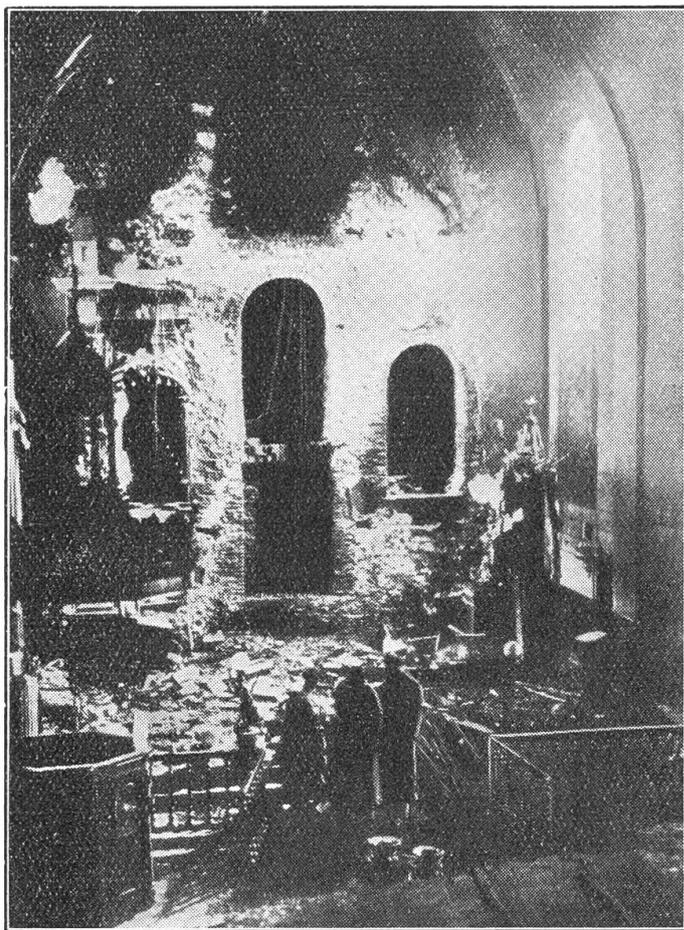
Heimweh.

Toni erwachte Stunden später im weißen Bett mit großen Schmerzen. Er wurde gefragt, wer er sei und wohin man wegen seinen Verletzungen berichten solle. Toni konnte nicht sprechen, weil ihm mit der Frage zum Bewußtsein kam, daß er niemanden berichten konnte, daß niemand wissen sollte, wo er sei.

Die Pflege war gut und die Schmerzen ließen nach. Toni hatte nun

tagelang Zeit zu denken. Mit den Schmerzen schwand auch der Groll im Herzen gegen den Vater. Mit der Genesung kam die Einsicht und die Liebe zur Mutter wieder. Er entschloß sich, so lange unbekannt und verschollen zu bleiben, bis er das Geld der Mutter zurückerstatten könne. Stärker als die Wunden schmerzten ihn die Gedanken an seine Vergangenheit, und stärker als diese war das Heimweh und die Liebe zu Rosli.

Behörden kamen und frugen ihn aus wegen dem Ueberfall. Zeitungsreporter



Die verwüstete Kirche von Bilbao.

Für die katholische Kirche in Spanien war das Jahr 1932 ein Schreckens-Jahr. Republikaner hoben die Klöster auf, verjagten die Mönche und verbrannten Kirchen und Klöster.

wollten einen schönen Bericht von ihm. Die Fabrik ließ fragen, wie es ihm gehe. Aber niemand kam zu ihm aus Liebe oder Mitleid.

Um sich zu zerstreuen, um die Zeit totzuschlagen, machte er Berechnungen und Zeichnungen, welche für seinen Beruf und seine Anstellung von Nutzen sein konnten. In den großen Sälen des Neubaus, welche für Lagerräume einer Fabrik erbaut wurden, hatte er kurz vor dem jähen Unterbruch seiner Arbeit einen komplizierten Apparat einbauen müssen. Diese verzwickte Maschinerie wurde im Heizkesselraum montiert und sollte dazu dienen, die Temperatur in den Räumen immer auf gleicher Höhe zu halten. Da nun die verschiedenen Räume ungleich groß waren, wurde diese Regulierung bedeutend erschwert. Toni dachte sich, daß man doch die Wärme an den einzelnen Heizkörpern besser automatisch regulieren könne.

Einmal, Toni hätte noch schön ruhig im Bett liegen sollen, erwischte ihn die Pflegerin, wie er im Hemd am Zentralheizungs-ofen des Zimmers herumhantierte. Seitdem rechnete, studierte und zeichnete der schwer verbundene Patient fast Tag und Nacht.

Ein Vikar der Stadt, welcher auf der Patientenliste Tonis Namen und Personalien mit dem Vermerk katholisch gelesen hatte, besuchte ihn. Sie sprachen lange miteinander, und Toni erzählte mehr, als er sich vorgenommen, weil der geistliche Herr so lieb und gut zu ihm war. Dieser lud ihn ein, nach seiner Entlassung aus dem Spital in das katholische Gesellenhaus zu gehen und dort Kost und Logis zu nehmen.

So kam es, daß Toni nach seiner Genesung mit seinem Kleiderbündel und einem Pack Zeichnungen in ein freundliches, schönes Zimmerchen im großen Gesellenhaus einzog. Nun war er in eine Familie aufgenommen, nun war er nicht mehr verloren und allein, nicht mehr ganz fremd in der großen Stadt. Doch war er wenig im Spiel-saal mit den andern Gesellen zusammen.

Sobald er abends von der Arbeit heimkam und das Nachteffen eingenommen hatte, zog er sich auf sein Zimmer zurück und prübelte und studierte. Er wollte einen Verschluß der Heizkörper konstruieren, welcher bei einer gewissen Temperatur automatisch die Heißwasserzufuhr abschließen sollte. Es

war dies keine leichte Aufgabe. Toni konstruierte und probierte oft halbe Nächte.

Während dieser Zeit ward der Streik beigelegt, jedoch konnte Toni bei der gleichen Fabrik als Monteur weiterarbeiten. Da er im Gesellenhaus für wenig Geld wohnen und essen konnte und er seine ganze freie Zeit für seine Erfindung benutzte, geschah, was niemand je von ihm gedacht hätte: Toni sparte Geld. Wohl mußte er für seine Arbeit auf dem Zimmer, Metalle und einige Instrumente kaufen, aber der Tag kam, an dem Toni seiner Mutter hundert Franken schicken konnte. Er nahm die sauer verdiente Banknote sorgfältig in die Tasche und studierte auf dem Wege zur Post, wie er der Mutter ganz geheim und ohne seinen Aufenthaltsort bekannt zu geben, das Geld überweisen könne.

Während er mitten im Getriebe der Großstadt sinnend zwischen den vielen Menschen ging, erschrak er plötzlich, da ihm jemand auf die Schulter klopfte und ihm zurief: „Si sieh mal, der Schlosser-Toni! Bist du hier?“ Zu seinem größten Erstaunen sah er sich zwei früheren Freunden gegenüber. Zuerst wollte Toni sich rasch davonmachen, doch die Beiden ließen ihn nicht los, und endlich überwog die Wiedersehensfreude und er ging mit ihnen. Die Beiden erzählten, daß sie auf einer Belotour hieher gekommen seien, sich noch ein wenig die Stadt ansehen wollten und nachts dann noch nach Hause zu fahren gedächten.

Das gab ein fröhliches Zusammensein, ein lustiges Erzählen und Berichten. Sie besahen sich von verschiedenen Wirtschaften aus Zürich, probierten verschiedene Biere, und vor lauter Freude und Schwelgen in Erinnerungen und Neuigkeiten wurde Flaschenwein bestellt.

Nachdem die Wirtschaften geschlossen waren, machten sich die beiden Belofahrer auf den Heimweg und Toni ging jodelnd und singend in das Gesellenheim.

Erst am andern Morgen zählte er den kläglichen Rest, welcher ihm von den hundert Franken noch geblieben war. An diesem Morgen mit Kopfschmerz und Katerstimmung schwor sich der liederliche Toni vielleicht zum hundertsten Mal ewige Sparsamkeit. Mit verbissener Wut ging er an die Arbeit.

In den nächsten Tagen ließ er sich nach seinen Zeichnungen ein Modell des Heizkörperverschlusses anfertigen und probierte ihn während den folgenden Nächten am Zentralheizungssofen seines Zimmers. Nun konnte er vor Spannung und Erwartung keinen Augenblick unbenützt lassen. Mit schnellen Schritten ging er jeden Abend von der Arbeit heim. Schaute nicht links noch rechts, hatte kein anderes Interesse als seinen Verschluß und seinen Verdienst. Beim ersten Zahltag jedoch, an welchem er von seinem Lohn fünfzig Franken erübrigen konnte, entlehnte er von einem Kameraden ein Velo und fuhr abends in dunkler Nacht heimzu. Es war ein weiter Weg, jedoch er beeilte sich nicht. Er wollte erst dann ins Dorf kommen, wenn niemand mehr ihn sehen konnte.

Das Herz klopfte ihm bis zum Halse, da er nach so langer Zeit zum ersten Mal wieder zu den lieben Häusern seines Dorfes kam, da er mitten in der Nacht vor dem Hause seiner Eltern stand. Von seinem früheren vielen Spät-Heimkommen her wußte er genau, wie er ohne Schlüssel ins Haus gelangen konnte. Er stieg lautlos wie ein Einbrecher durch das obere Gangfenster ein, schlich in die Küche, legte das Geld mit einem Zettel auf den Küchentisch und ohne einen Laut ging er zurück auf die Straße. Dort horchte er lange, ob jemand im Hause spreche, dann ging er in die Werkstatt. Dort sah er, daß der Vater für ihn einen Arbeiter eingestellt hatte und dessen Werkzeuge schön sauber aufgeräumt waren, dann ging er hinunter zum Bäckerhaus. Unter Roslis Fenster stellte er sich an die Mauer. Er glaubte dort wenigstens etwas zu hören oder zu sehen, wenigstens einen Ton aus dem Hause zu vernehmen. Nach langem vergeblichem Warten schrieb er im Lichte seiner Taschenlampe auf einen Fexen Papier: „Bleib mir treu, ich denke nur an dich. Toni.“ Dann kletterte er an der Mauer und dem Dachkennel hinauf und klebte den Zettel außen an Roslis Fenster. Dann fuhr er fort, ohne auch nur einen Menschen im Dorf gesehen, ohne auch nur einen Laut seiner Heimat vernommen zu haben. Doch war er glücklich und scheute den langen Weg jetzt nicht mehr zurückzufahren.

Wie der Bankier den Bäcker ins Unglück stürzte.

Zur selben Zeit, da die Feinde des Kapitals, der wütende Haufe Kommunisten in Zürich, den Schlosser-Toni zu Boden schlugen, fast zur selben Stunde führte das Großkapital den ersten Schlag gegen den Bäckermeister. Seine Aktien fielen. Jede Post brachte neue Nachrichten vom ungeheuren Aktiensturz. Jede Nachricht traf den Bäckermeister wie ein Hammerschlag. Jeden Tag waren seine Aktien weniger wert. Sein Vermögen zerschmolz wie Anken an der Sonne. Der Bäcker wußte nicht mehr wo ein wo aus. Eine furchtbare Angst drückte ihn. Da saß er in seinem Hause und konnte sich nicht wehren gegen die Macht des Großkapitals. Er war ja kein Börsenmann. Er wußte nicht, wie solche Verluste auszugleichen waren. Bei seinen bisherigen Grundstück-Verkäufen kamen solche Entwertungen niemals vor. Er telephonierte an den Bankier Meier, der war überhaupt nie zu erreichen. Er schrieb und erhielt keine Antwort. Da wurde ihm die Geschichte zu bunt. Er verreiste selbst nach Zürich.

An diesem Nachmittage machte der Fahrli-Migi seinen zweiten Schritt. Kaum hatte er vernommen, daß der Bäckermeister verreist sei, ging er wie zufällig in den Bäckerladen und kaufte allerlei ein. Nach einer halben Stunde saß er schon im Ladenstübli beim Rosli. Zuerst plauderte er alles Mögliche und auf einmal wurde er ernst und begann, die Augen unverwandt auf Roslis Gesicht gerichtet: „Ich bin nun so weit. Die letzte Gült ist abgelöst. Das ganze Fahrli frei und frank. Keinen Rappen Schulden. Und ich bekomme das Heimen, wenn ich mir eine Braut ausfuche, die dem Vater gefällt. Meine Frau wirds schön haben im Fahrli. Es gibt nicht viele schuldenfreie Heimen in der Gegend, und Geld haben ist allweg etwas, das nicht zu viel vorkommt im Land. Und gefallen würdest du dem Vater, das weiß ich.“ Ganz erstaunt frug Rosli: „Ich — ich?“ Doch der Migi fuhr, ohne darauf zu achten, weiter: „Und mir gefällst du auch. Schon seit Jahren habe ich dich beobachtet und gesehen, wie du arbeitest. Bist ein geschaffiges Bäckermeitschi, kannst auch

eine geschaffige reiche Bauersfrau werden. Bis jetzt habe ich geschuftet wie ein Ochse, daß du es einmal schön haben kannst bei mir. Was meinst?“ — Kosli darauf lachend: „Aber, Migi, das kann doch nicht dein Ernst sein? Migi, red doch nicht so dumm! — Brenili, Brenili“, rief es die Stiege hinauf, „Brenili, es sind Leute im Laden, komm hilf!“ Migi stand auf, stellte sich unter die Stublitüre, mit dem Rücken gegen den Laden, und sprach: „Brauchst mir die feste Antwort nicht heute zu geben. Wir haben Zeit, aber mit dem, was ich gesagt habe, ist's so und bleibt's so, da kannst Häuser darauf bauen...“ Brenili kam und mußte dem Migi helfen, seine gekauften Sachen auf ein Wägeli laden. Als der Migi fortfuhr, grüßte Kosli freundlich vom Küchenfenster aus: „Ade, Migi, auf Wiedersehen!“

Migi war zufrieden. Etwas geduckt und langsam schob er sein Wägeli vor sich her. Er war überzeugt, daß seine Worte tiefen Eindruck gemacht hatten. Nun konnte ihm kaum mehr etwas passieren. Er hatte mit Vater und Tochter gesprochen und keines von beiden hatte nein gesagt. Und der Bäcker hatte Geld und s'Kosli war eine Schafferin.

Beim Bankier Meier traf der aufgeregte Bäckermeister die äußerste Ruhe. Auf sein Schimpfen und Lärmen hin bat man ihn höflich, Platz zu nehmen und erklärte ihm, daß solche Kursstürze schon öfters vorgekommen seien, daß man diese eben gerade dazu benütze, um Geld zu verdienen. Je tiefer die Aktien jetzt stehen, um so höher werden sie wieder steigen und um so mehr sei damit zu verdienen. Man erzählte ihm mit Seelenruhe, was der und jener so verdient habe, daß nach dem Fallen das Steigen käme, wie nach der Nacht der Morgen. Und man beschwor ihn, ja nicht zu verkaufen, sondern jetzt, da die Aktien tief seien, mit all seinen Krediten und mit eventuellen Anleihen neue Aktien zu kaufen. Dann sei von Verlusten keine Rede, sondern der sicherste Gewinn nur noch eine Angelegenheit der Zeit.

Der Bäcker, in der Angst, sein Vermögen zu verlieren, fiel auf diese Erklärung hin glatt hinein. Er überdachte all sein

verfügbares Geld, dachte, daß er gegen Hinterlage bei der Bank Geld bekomme und dachte an Bürgen oder Geldgeber und kaufte ein neues Bündel dieser Aktien, welche er in den nächsten Tagen zu bezahlen versprach. Er kam sehr spät nach Hause, kramte die halbe Nacht im Sekretär herum, ging am Morgen im Sonntagsgewand fort und suchte Geld; auf der Bank, bei Freunden und wo er erhielt, machte er Anleihen und sandte zuletzt das Geld nach Zürich.

Kosli wollte jeden Tag mit dem Vater reden wegen den Mehlsrechnungen, welche noch nicht bezahlt waren, wegen Einzugsmandaten, die gekommen waren, und vielleicht auch wegen dem Migi. Und immer wieder verschob Kosli die Unterredung, weil der Vater gar so schlechter Laune war. So vergingen Wochen. Die Lieferanten drängten um Zahlung. Im ganzen Haus war kein Geld. Da nahm eines Tages Kosli seinen ganzen Mut zusammen und ging zum Vater in die Stube hinauf, um mit ihm zu reden. Kosli erschrak. In der Stube saß der Vater im großen Lehnstuhl, als hätte ihn der Schlag getroffen. In der Hand hielt er einen Brief und starrte wie geistesabwesend auf den Boden. Nach Koslis langem Bitten und Fragen stöhnte der Vater: „Ich bin ruiniert!“ Dann half kein Reden und Schluchzen mehr, der Vater blieb stumm, saß im Stuhl und glockte auf den Boden.

Erst am späten Abend erklärte der Vater dem Kosli seine Lage. Daß seine Aktien trotz allem weiter gefallen seien, daß er versucht habe, neue Gelder aufzunehmen und statt dessen ihm eines seiner neulich gemachten Anleihen gekündigt worden sei. Wenn er nicht innert acht Tagen mindestens 5000 Franken bares Geld aufbringen könne, sei sein Konkurs unvermeidlich, werde er betrieben und gepfändet.

Der Vater und Kosli sprachen bis tief in die Nacht, und nachdem sie sich endlich niederlegten, schliefen sie nicht.

Opfergang.

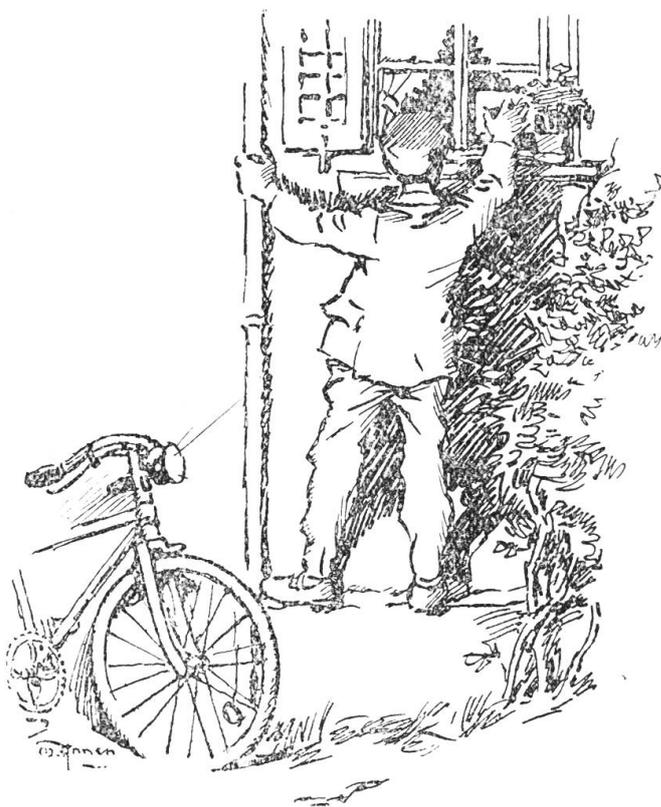
Am andern Tag ging Kosli zu Fuß durch die Alpstraße hinauf, durch welche es schon so oft mit dem Brotwägeli gefahren. Es ging bis zum Zipfel des Fahrli und sah den

Migi vor seinem Hause Holz spalten. Migi erkannte Kosli sogleich und am oberen Hag trafen sie zusammen. Jetzt war Migi der Sieger. Es kam, wie er geahnt hatte und wie es kommen mußte, Kosli war zu ihm gekommen. Er begrüßte Kosli mit viel Freundlichkeit und Eifer und begriff, daß es ein so ernstes Gesicht machte, da es ihm doch wohl die definitive Antwort bringen wollte. Da fing Kosli, ohne aufzublicken, über den Hag zu sprechen an: „Migi, ich habe an dich eine große Bitte. Du hast mir doch gesagt, daß du für mich alles tun wollest. Migi, wir sind in schrecklicher Not. Kannst du uns heute 5000 Franken leihen?“ Migi hatte alles andere, als so etwas erwartet. Er fiel aus allen Himmeln und sagte endlich: „5000 Franken ist viel Geld. Und heute, gleich heute ist es unmöglich. Da muß ich zuerst mit dem Vater reden.“ Kosli bat: „Du kannst es doch machen u. du hilfst uns wirklich aus schrecklicher Not. Der Vater hat sein ganzes Vermögen verloren. Bitte, sag das niemandem.“ Migis Augen glänzten, wie er Koslis schöne Arme auf dem Hag liegen sah, und seine schmalen Lippen zitterten, als eine Träne auf diese Arme fiel, und er sprach: „Und dann, und dann, wenn ich dir das Geld leihe, was dann?“ Kosli entgegnete, unterbrochen von Schluchzen, ohne aufzublicken: „Um meinem lieben Vater zu helfen und um ihn vor Elend und Schmach zu retten, bin ich zu allem bereit.“ Dann trat es einen Schritt vom Hag zurück. „Gut, ich will mit dem Vater reden“, sprach Migi, und

während Kosli herzlich dankte und langsam dem Hag entlang gegen die Straße ging, versprach Migi, sobald als möglich Bericht zu geben. Dann ging Kosli heimzu. Das Herz voll Elend. Die Augen voll Tränen und bemühte sich, den Vorübergehenden lächelnd seinen Gruß zu entbieten.

Im Laden sprachen die Leute von Toni. Die zwei, welche in Zürich gewesen waren, hatten gar viel von Toni erzählt. Das war

nun langsam bis zu den Frauen gedrun=gen, die bei Kosli einkaufen gingen. Und dort im Laden wurde nun eifrig verhandelt, wie Toni ein Verschwen=der, ein Holderi, ein Süffel sei und wie er mit zweien zusammen an einem Abend mehr als hundert Franken verpulvert habe. Den ganzen Abend mußte Kosli dieses Thema von allen Frauen erörtert hören, weil die, welche kamen, von denen, die gingen, diese Sensationen übernahmen und weiter verhächelten. Am Abend, da end=lich Kosli den La=



„Bleib mir treu, ich denke nur an Dich.“

den schließen konnte, hatte das Gespräch schon soviel gezeitigt, daß Toni nahezu tausend Franken verpulvert hätte und wohl die Hälfte davon irgendwo gestohlen.

Der Vater war fort. Brenili und Kosli sprachen fast nichts und gingen schweigend zu Bett.

Am Morgen nach schrecklichen Träumen und angstvollem Schläfe fand Kosli am Fenster einen angeklebten Zettel: „Bleib mir treu, ich denke nur an dich. Toni.“

*

*

*

Am gleichen Morgen schraubte der Schlosser einen mächtigen neuen Riegel an die Haustüre, denn die Mutter hatte ihm erzählt, daß der Toni da gewesen sei und Geld und einen Gruß in der Küche gelassen habe.

*
* *
*

Am gleichen Morgen stand der Migi von seinem Lager auf und machte einen Strich unter die Rechnung, welche jetzt seit Monaten so schön gestimmt hatte. Ein Kosli ohne Geld, ein Kosli, das vor der Hochzeit schon 5000 Franken verlangte, und einen halb konkurrierten Schwiegervater wollte er nicht.

Wie der Toni zu großen Ideen kam.

Zur selben Stunde, da dem Bäcker sein Hab und Gut, sein Haus und Geschäft ver steigert wurde, saß Toni in Zürich bei seinem Fabrikherrn im Büro und besprach mit ihm seine Erfindung. Toni hatte keine Ahnung von allem, was zu Hause gegangen war. Niemand kannte seine Adresse und für Zeitungen zu lesen hatte er keine Zeit. Der Fabrikherr ver barg mit Mühe sein großes Interesse an diesem neuen Heizkörperver schluß und versprach, dieses Patent prüfen zu lassen.

Nun ward für Toni die Zeit lange. Nun erwartete er jeden Tag mit jeder Post Bericht vom Fabrikherrn. Nun hatte er auf einmal zu viel Zeit. Jeden Abend grübelte er nach, ob nicht doch noch etwas zu verbessern gewesen wäre. Jeden Abend mußte er nicht was machen mit der freien Zeit. Schon juckte ihm wieder das Geld im Sack. Schon wieder lockte ihn das gesellige Zusammentreffen seiner Kameraden, die Wirt schaften, und an allen Ecken der Häuser schrien Plakate von Kino und Tanz nach seinem Geld. Toni hatte seine Erfahrungen nicht vergessen. Toni warf sein Geld nicht mehr leichtsinnig fort.

Sein erster Gang abends von der Arbeit war in sein Zimmer, um nach der Post zu sehen. Dort lag einmal statt des lang ersehnten Briefes von der Fabrik eine zer knüllte Postkarte an ihn adressiert. Er konnte nicht begreifen, daß jemand seine Adresse kannte, aber das Staunen wurde größer, als er las: „Lieber Toni! Ich bin

in Zürich in einer Stelle als Dienstmädchen. Ich möchte Dich gerne einmal treffen. Herzlichen Gruß!
Kosli.“

und die Adresse: „Mythenstraße 91“.

Nun war der Brief des Fabrikherrn ver gessen. Vergessen das Nachessen. Alles rings um versank in Bedeutungslosigkeit. Nur eines stand fest: Toni mußte seine schönsten Kleider anziehen, Toni mußte so fort in die Mythenstraße. Da stand er nach kurzer Zeit, erhitzt vom Laufen, vor einem mächtigen Häuserblock. Sechs Stockwerk hoch waren die Häuser und jede Haustüre führte zu zwölf Wohnungen. Bei Nr. 91 las er die zwölf Schilder an den Haus glocken. Alles fremde, unbekannte Namen. Was nun tun? Bei all diesen zwölf Fa milien nach Kosli fragen? Da kam der Milchmann um die Ecke und fuhr bei der Haustüre vor. Auf sein Zeichen kamen Frauen und Mägde und holten sich in Kes seln und Krügen Milch. Toni sah, wie Kosli in weißer Schürze aus der Türe trat. Als es mit seinem Krug in der Hand ins Haus zurückgehen wollte, trat er ihm in den Weg. Fast hätte Kosli seinen Krug fallen lassen. Sie schauten sich beide verlegen an. Die andern Mägde sicherten, der Milchfuhrmann machte einen schlechten Witz. So konnten die beiden kaum einige Worte sprechen. Die zwei, welche sich seit jenem Abend an der Kapelle ob dem Bach nicht mehr gesehen und welche seitdem so oft und so innig nach einem Wiedersehen sich gesehnt. Kosli hatte so große Eile und flüsterte ihm noch zu: Sonntag nachmittag habe ich frei, erwarte mich hier um zwei Uhr. Dann verschwand es mit Nicken und Grüßen in der Haustüre.

Der Milchmann fuhr weiter. Toni blieb stehen und schaute lange auf den Boden vor sich und war allen Vorübergehenden ein Rätsel und Hindernis.

In Zürich ist nach Feierabend ein ge waltiger Verkehr auf allen Straßen. Ein Wogen von Menschen, ein Rennen von Wagen, ein Hupen und Schellen in Autos und Tram. Toni ging mitten durch das Gewühl, durchquerte die halbe Stadt und sah und hörte nichts. Wie kommt des reichen Bäckers Kosli als Dienstmagd nach Zürich? Das war die erste Frage und das große Rätsel, auf dessen Lösung er noch

vier Tage bis zum Sonntag warten mußte. Toni war nicht dumm. Toni dachte weiter. Geld macht nicht glücklich, sinnierte er, sonst wäre Kosli zu Hause geblieben bei seinem reichen Vater. Und gerade das Geld hatte ihn von daheim vertrieben. Und nun war er eben daran, sein Patent für möglichst viel Geld an den Mann zu bringen. Diese Gedanken ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Er ging dem See entlang immer weiter.

Als er von seiner langen Wanderung heimkehrte, waren die Wirtschaften geschlossen. Keine Straßenbahn, nur selten ein Auto war noch zu sehen. Er dachte zurück an seine Arbeit, an sein Chorgitter. Wie er damals sich gefreut, wenn eine Verzierung gelungen; dachte an seine langen Abende, da er an seiner Erfindung gearbeitet, wie er voller Freude gewesen, wenn er vorwärts gekommen war. Ein Spruch aus der hl. Schrift fiel ihm ein: „Bete und arbeite und du wirst in Ewigkeit glücklich sein.“ Er verglich die Wahrheit dieser Worte an den Bekannten und Freunden seines Dorfes. Er erinnerte sich, daß in manchen Familien Unglück und Elend eingezogen, weil die Arbeit fehlte, und vielerorts Streit und Feindschaft war des Geldes wegen. Da sagte er laut vor sich her: „Ich will Arbeit nehmen und geben statt Geld“.

* * *

Andern Tags ging er zum Fabrikherrn und erkundigte sich, wie es mit dem Patent stehe. Dieser eröffnete ihm, daß die Leitung der Fabrik sich entschlossen hätte, die Er-

findung zu kaufen, daß sie aber über die Höhe der Ankaufssumme sich bis jetzt noch nicht geeinigt hätten. Darauf entgegnete Toni, daß er sein Angebot, das Patent zu verkaufen, rückgängig machen wolle. Er hätte sich die Sache anders überlegt und machte den Vorschlag, er wolle den Ver- schluß selber herstellen, dem Fabrikherrn aber den Alleinvertrieb übergeben, wenn er ihm für einen gewissen Preis und Absatz garantiere und für die nötigen Einrich- tungen einen Vor- schuß gewähre. Der Fabrikherr war von diesem Vorschlag nicht sehr begeistert, aber Toni war von seiner Idee nicht mehr abzubringen, denn er sagte: „Nur so kann ich meiner Heimatgemeinde zu Arbeit und Ver- dienst verhelfen und das scheint mir mehr wert zu sein als ein Kasten voll Geld.“ Der Fabrikherr war von diesen Er- wägungen des jun- gen Mannes nicht wenig erstaunt und er versprach, diesen Vorschlag der Fa- brikleitung vorzu- legen und ihm da-



„Vater, verzeih' mir, ich kann nicht mehr länger fortbleiben.“

rüber zu schreiben.

Toni ging höflich verabschiedet vom Direktionszimmer in die Werkstatt der Fabrik und arbeitete weiter. Die Hände waren fleißig bei der Arbeit, im Kopf waren tausend Gedanken der Zukunft und in seinem Herzen war die Sehnsucht und die Liebe zu Kosli.

Warum Kosli rot wurde.

Der Sonntag war ein herrlicher sonniger Wintertag und war ein freudiges, glückliches Fest für Kosli und Toni. Am Uetli- berg auf einer Bank saßen die Beiden und

erzählten, schauten sich glücklich an und erzählten wieder. Kosli weinte, während es von dem Glend zu Hause berichtete. Wie des Vaters Vermögen verloren gegangen, wie der Vater mit neuen Aktien den Verlust decken wollte und wie diese Aktien mit den andern nach und nach vollständig wertlos wurden. Kosli berichtete, daß sie alle die letzten Mittel versucht hätten, um den Konkurs zu vermeiden, wie der Vater krank geworden und mit Brenili fortgezogen sei und wie es zuerst bei seiner Tante ein paar schreckliche Wochen habe durchmachen müssen und endlich lieber nach Zürich gekommen sei, um zu verdienen. Nur etwas fehlte in der langen Erzählung: Koslis Wittgang zum Migi. Sein Opfer, daß es für den Vater bringen wollte und daß es von Migi seitdem nichts mehr gehört und gesehen habe. Und es fehlten auch alle die Berichte, die im Bäckerladen über Toni kursiert hatten.

Der lange Weg aus der Stadt bis zu der Bank am Waldrand des Uetliberg hatte nicht genügt, um alles Bittere der letzten Zeit zu erzählen. Aber der Arm um die Schultern des Mädchens, die treuen, glänzenden Augen Tonis und seine Worte vermochten für Stunden alles Vergangene vergessen zu machen. „Du armes, liebes Kosli, was hast du Schreckliches erlebt“, sprach er, „aber nun wollen wir schauen, daß die Zukunft besser wird. Kosli, mein liebes, liebes Kosli, hast du mich gern, hast du mich so fest gern, daß wir nicht mehr von einander lassen wollen?“ Kosli schwieg, kaum daß es sich ein wenig fester an ihn anlehnte und mit halb geschlossenen Augen hörte es ihm zu, wie er sprach: „Kosli, vor der Kapelle ob dem Bach habe ich dir versprochen, sparsam und arbeitsam zu werden. Heute bin ich bei dir, ich habe mein Versprechen gehalten, nun mußt du mir versprechen, daß du meine liebe Frau werden willst.“ Kosli dachte daran, was zu Hause von Tonis Sparsamkeit in Zürich erzählt worden, aber zugleich spürte es in seinem Herzen die Liebe, wie Feuer heiß, und in seinen Armen fühlte es die Kraft und das Beschütztsein, und wie mit einer fremden Stimme hörte es sich sagen: „Ja, Toni, Lieber!“ Trotzdem kein Mensch weit und breit zu sehen war, wurde

Kosli über und über rot, da Toni es mitten auf die roten Lippen küßte. Trotzdem es vor Freude und Glück hätte laut jubeln und jauchzen können, hingen zwei Tränen an seinen Wimpern und glitten langsam über Koslis Wangen. Die Beiden spürten nicht die Kälte und sahen nicht die Sonne sinken. Nur hörte jedes des andern liebe Worte, nur die liebe Nähe spürten sie und sahen sich in die übergliücklichen Augen. Und ehe sie gegen die Stadt zu gingen, wurde Kosli nochmals über und über rot.

Daheim.

Eines schönen Tages trat Toni während dem Mittagessen in die Stube zu Vater und Mutter, trat an den Tisch vor den Vater und sprach: „Vater, verzeihe mir! Ich kann nicht mehr länger fort bleiben. Verzeih mir.“ Lange hielt er seine Hand dem Vater über den Tisch hin, lange schaute der Vater seinem Sohn in die Augen, bevor er zögernd die dargebotene Hand ergriff. Dann stand der Vater auf und sprach: „Komm, is!“ Dann ging er in die Kammer.

Die Mutter konnte sich nicht satt sehen an ihrem Bub. Sie konnte auch wirklich nicht gut hinsehen, weil ihr die hellen Tränen aus den Augen schossen. Während die Mutter und der Toni vor lauter Freude kaum etwas zu reden wußten, ging der Vater mit schweren Schritten in der Kammer hin und her. Nach ewig langem Warten hörten sie ihn endlich die Türe öffnen. Der Vater ging durch die Stube, ohne aufzublicken. An der Haustüre wendete er sich um und rief in die Stube hinein: „Se, Toni, kommst nachher in die Werkstatt!“ Toni wollte sofort aufspringen und dem Vater nacheilen, aber die Mutter sagte ihm: „Mußt ihn jetzt ein wenig allein lassen. Bleib jetzt noch ein Stündchen bei mir. Dann wird alles gut werden.“ Toni gehorchte nur allzu gerne und nun fanden beide Worte. Mutter und Sohn waren wieder beisammen, als ob nicht eine so lange und so schwere Zeit seit dem letzten Zusammensein verfloßen.

In der Werkstatt hörte dann der Vater Tonis Plänen zu, ohne von der Arbeit aufzublicken. Der Vater arbeitete am Schraubstock und Toni stand daneben und erzählte,

daß er eine Erfindung gemacht, daß er das Alleinvertriebsrecht vergeben hätte und die Fabrikation für sich selbst ausbedungen habe. Daß er für die Vorbereitungen und die Spezialeinrichtung der Werkstatt einen Vorschuß von 4000 Franken erhalten habe. Auch habe er 500 Franken erspart und könne jetzt das Geld an sein Kassabüchlein zurückzahlen. Er hoffe, daß sie im nächsten Herbst schon mit vier Arbeitern solche Verschleißfabriken herstellen können. Der Vater arbeitete ruhig weiter und sah nicht von seinem Schraubstock auf. Er war viel zu stolz auf seinen Sohn, der mit solchen Erfolgen aus der Fremde heimkam, als daß er hätte antworten können.

Am Abend ging er wie gewöhnlich in die Wirtsstube zum Saß. Merkwürdig, der Schlosser war gar nicht bei der Sache. Er verlor Spiel um Spiel. Und seine Saßkollegen wunderten sich über seine Zerstreutheit. Er, der beste Fasser im Dorf.

Es war begreiflich, daß Toni oft nach Zürich fuhr. Er sagte zu Hause, er hätte Besprechungen mit dem Fabrikherrn wegen seines Patenten, und ging dann zu Rosli.

Es war begreiflich, daß der Toni an seinem Chorgitter weiter arbeitete und die beiden Türen noch schöner und kunstvoller ausstattete, als er es früher gemacht.

Aber unbegreiflich war es dem ganzen Dorfe, was der Pfarrer kurz nach Ostern von der Kanzel verkündete, daß Toni und Rosli sich die Ehe versprochen.

* * *

Der Bäckermeister hatte geschworen, daß er nie mehr in das Dorf zurückkehren werde. Ein Müller, welcher viele Jahre ihm das Mehl geliefert hatte und mit ihm seit jeher persönlich gut bekannt war, hatte die Bäckerei an der Steigerung gekauft und ihm in einem andern Dorfe ein ähnliches Geschäft verpachtet, so daß es Roslis Vater nicht mehr so schrecklich schlecht ging. Aber eines Tages kam er doch wieder ins Dorf. Es war am gleichen Tage, da in der Kapelle ob dem Bach Tonis prächtige Türen in das Chorgitter eingehängt wurden.

* * *

Am frühen Morgen des andern Tages grub Migi am äußersten Hang des Fahrli seinen Kartoffelacker um. Da sah er, wie ein kleiner Zug, so an die zwanzig Leute, festtäglich gekleidet, auf dem Wege gegen die Kapelle ob dem Bach gingen. Er hielt die Hand über die Augen, um besser sehen zu können. Plötzlich aber schlug er wie wütend mit seiner Schaufel auf die Erdschollen und arbeitete ohne aufzublicken weiter.

Durch die bunten Fensterscheiben der Kapelle leuchteten die ersten Sonnenstrahlen. Und wie die Morgensonne leuchteten die Augen der beiden jungen Menschen, die diesen Morgen unter dem Chorgitterbogen den Segen des Priesters zum ewigen Bunde erhielten. —

— Ende —

D'Sunne schiind uf alli Liit
uf friini und uf taibi
diä einte hend ä freid dermit
diä andäre sind glaibi
so taibi
will si bi dene hitze
miänd schwitze.